Auswahl

aus

Fanny Tarnow's

Schriften.

Vierter Band.

Leipzig, 1830.
Verlag von Carl Focke.

Inhalt.

Allwina von Rosen.
Das getheilte Herz.
Jugendansichten.
Ottilie.

Allwina von Rosen.

„Unser Herzog wird hier erwartet und mit ihm der russische Prinz . . . Die hiesige schöne Welt sieht ihrer Ankunft sehnsuchtsvoll entgegen, und auch ich freue mich darauf, weil sie mich des Versprechens, Dich bis zum künftigen Monat in R. zu lassen, entbindet. Die Wochen Deiner Abwesenheit sind mir zu Jahren geworden, und da dieser Vorfall mir die Nothwendigkeit auflegt, viel Fremde bei mir zu sehen, macht er mir Deine Gegenwart unentbehrlich. Deine Eltern werden Dich daher mir wiederschenken. Ich sende diesen Brief durch einen reitenden Boten, und übermorgen gehen Dir meine Pferde bis D. entgegen.“

So schrieb mir meine Tante, die Gräfin L. Sie hatte keine Kinder, und mir wurde daher der ganze Reichthum ihres Herzens an Liebe. Seit mei-

nem zehnten Jahre war sie mir Pflegerin und Erzieherin, und mein Herz liebte und ehrte sie wie eine zweite Mutter. Nur auf dringendes Bitten meiner Eltern hatte sie mich diesen auf zwei Monate überlassen. Sie selbst hatte mich ihnen in den letzten schönen Tagen des Aprils auf ihr Landgut gebracht. Meine Freude war um so größer, da ich seit frühester Jugend eine Vorliebe für das ländliche Leben, für seine Stille und Einfachheit in mir trug, die durch das Geräusch und den Glanz der Stadt nur betäubt, aber nie erstickt wurde. Jenes Dörfchen war mir noch überdies als Schauplatz meiner Kinderjahre unbeschreiblich lieb. Freundlich sah ich es jetzt aus dem Kranze grüner Bäume hervorschimmern und begrüßte es froh. Ich versprach mir von meinem diesmaligen Aufenthalt viel Freude, und diese Hoffnung wurde, wie selten eine jugendliche, erfüllt. Schöner als in diesem Jahre hielt auch der Frühling nie seinen Einzug, und nie war meine Seele empfänglicher für seinen Zauber. Duftend, blühend kam der ewig jugendliche Mai; aus allen Gebüschen girrte, aus allen Gehölzen flötete es — überall, rund um mich, Leben und Freude! Tage lang schwärmte ich umher, im Garten, Feld und

Hain, sah die Sonne aufgehen, das Abendroth erlöschen, und war dabei so glücklich! Gleichwohl fühlte ich mich, zu meinem Erstaunen, täglich stiller und heimlicher werden. Eine süße, liebliche Wehmuth feuchtete oft unwillkürlich meine Augen; aber vergeblich fragte ich mich: was fehlt dir?

Da kam der Brief meiner Tante, und, es sei nur ehrlich gestanden, der Abschied von Eltern, Blumen, Nachtigallen, den ich mir so unaussprechlich schwer gedacht hatte, wurde mir durch die Aussicht auf so viele Feste ziemlich leicht. Scheltet mich darum nicht leichtsinnig; ich war es nicht mehr und nicht minder, als man im sechzehnten Jahre berechtigt ist es zu sein; aber leicht hätte ich es mehr werden können. Meine Tante war eine Frau von vortrefflichem Herzen und sehr gebildetem Geiste; aber die Natur, die ihr diese Gaben zutheilte, versagte ihr Jugendreiz und äußere Anmuth. Ihre Güte erwarb ihr Freunde, ihr Geist Bewunderer; doch die Wünsche und Ansprüche ihres Herzens blieben unerfüllt. Liebe nur schien ihr wünschenswerth; Liebe nur hieß ihr Glück: und zwischen ihr und diesem Glück lag eine Kluft, die alle ihre Tugenden, alle ihre Talente nicht auszufüllen vermochten. Ihre

Verhältnisse zwangen sie, in der großen Welt zu leben: bei unzähligen Gelegenheiten fühlte sie sich hier vernachlässigt, zurückgesetzt; die Zeit vernarbte endlich diese Wunde, aber es blieb eine stille Bitterkeit in ihrem Innern, die sie selbst für Resignation hielt und darum hegte. Gezwungen gab sie ihre Hand dem Grafen L., der bei einer Austernseele nichts besaß, als einen höchst mißgeschaffenen Körper, viel Geld und einen berühmten Namen. Im dreißigsten Jahre ward sie Witwe. Ihr großer Reichthum sammelte jetzt eine Schar Bewerber um sie; aber ihr Herz war der Gefahr entwachsen, sich über die Ursachen ihrer Annäherung zu täuschen, und sie erklärte sehr bestimmt, sie werde nie heirathen. Ihr Haus war das glänzendste in R.; ihre Talente, ihr Witz, ihre Güte erwarben ihr allgemeine Achtung und Erkenntlichkeit; doch blieb ihr der Rückblick auf ihre Vergangenheit schmerzlich, bis ihr in mir diese ihr verkümmerte Jugend zurückkehrte. In mir wollte sie nun die Huldigung genießen, um die sie sich betrogen fühlte, und der so selten ungetrübte Genuß befriedigter Eitelkeit wurde der Zweck, den sie meiner Erziehung gab, und für den Geist, Talente, Güte wuchern sollten. Aber das Andenken des stil-

len Glücks meiner Eltern, der schimmerlosen Tugenden, die meine Mutter als Hausfrau und Gattin übte, erhielt meinem Herzen die Ahnung von etwas, das meinem Wesen näher und höher war, als was befriedigte Eitelkeit zu geben vermag; und reizender, lockender als je lag dies geahnete Glück in seinen unbestimmten Umrissen jetzt, bei der Rückkehr vom Lande, vor meinen Blicken da.

Meine Tante empfing mich mit der herzlichsten Freude, und die zwei Tage bis zur Ankunft des Herzogs verstrichen mir unter Besuchen und Ordnen meines Anzugs für die Zeit seines Aufenthalts. Für den dritten Tag waren wir vom General L—shausen zu einem Diner gebeten, dem in einem andern Hause eine Assemblée folgen sollte. Ermüdet von dem langen Sitzen bei Tische und von der faden Unterhaltung meiner Nachbarn, bat ich meine Tante, in der Assemblée das Spiel für mich zu verbitten und mir zu erlauben, auf einige Stunden nach Hause fahren zu dürfen.

Wie einladend erschien mir mein einsames Zimmer und die Dämmerung seiner herunter gelassenen Vorhänge nach dem lästigen Gewühl, dem ich entwichen war! Oft hatte mich der bunte Schwarm

ergötzt; zum ersten Mal fühlte ich mich heute leer, ungeschäftig, einsam in dieser schimmernden Menge, und eine wehmüthige Sehnsucht, für die ich keinen Namen wußte, füllte meine Brust. Ich öffnete meinen Flügel: der leise Seufzer meines Herzens wurde von dem Einklang der Töne zur Thräne, und ich versank in ein tiefes Träumen. Plötzlich öffneten sich die Thüren des Vorzimmers; ich hörte Männertritte und stand auf, den Kommenden entgegen zu gehen. Es waren einige Bekannte aus dem Gefolge des eben angekommenen Herzogs, und ein fremder Officier, der mir als ein Graf Potocki vorgestellt wurde. Das Gerücht hatte ihn mir schon als Freund und Liebling des russischen Prinzen genannt, dem bei der Rückkehr nach Norden eine glänzende Laufbahn bestimmt sei. Vielleicht hab' ich früher oder später schönere Männer gesehen, aber nie Jemand, dem mein Herz so beim ersten Blick entgegen geflogen wäre. Mir war, als erneuere ich nur eine alte Bekanntschaft, als sei diese Gestalt schon in dem dämmernden Nebelgemälde meiner Kindheit um mich gewesen. In seiner Nähe wurde mir mein Leben klar und schön; alle meine Träume, Ahnungen und Wünsche, von mir selbst bis dahin

nicht verstanden, traten mir näher und flisterten: erkennst du uns nun?

Die Unterhaltung wandte sich bald auf den morgenden Ball. „Herr Graf,“ sagte der Kammerherr R—pe, „das ist die Dame, deren ich in unserm gestrigen Gespräch erwähnte.“ Potocki erröthete ein wenig, und ich warf einen fragenden Blick auf R—pe. „Der Herr Graf,“ fuhr er, sich zu mir wendend, fort, „gibt in Hinsicht auf Tanz fast unbedingt seinen Landsmänninnen, den Polinnen, den Vorzug, und scheint zu glauben, ihre Grazie werde von keinem deutschen Frauenzimmer erreicht; auch hat er auf mehreren Bällen nur die Rolle des Zuschauers gespielt, und wir geriethen gestern über diesen Punkt in einen Streit, der unentschieden bleiben mußte, so lange mein Gegner Sie noch nicht hatte tanzen sehen, welches aber, wie ich hoffe, morgen der Fall sein wird.“

„Ich werde morgen,“ fiel Potocki ein, „nur wiederholen können, was ich jetzt schon sage: die Grazien sind an keinen Himmelsstrich gebunden. Mit noch größerem Vergnügen werde ich indessen meinen bisherigen Irrthum ablegen, wenn Fräulein Rosen mir die Ehre erzeigen will, morgen eine

Gavotte mit mir zu tanzen. — „Um Ihren Landsmänninnen zur Folie zu dienen?“ fragte ich lächelnd. „Da erschiene ich ja wohl eitel, wenn ich nicht ja sagte!“ — Seine Antwort gab dem Gespräch eine feinere Wendung und ernstern Gehalt. Die Zeit verflog schnell, mein Wagen fuhr vor und die Herren nahmen Abschied. Noch einmal erinnerte mich Potocki an mein Versprechen und drückte, als ich es wiederholte, dankbar meine Hand an seine Lippen. Wie oft war das nicht schon von andern Männern geschehen, ohne mir mehr als eine alltägliche Höflichkeitsbezeigung zu gelten; aber wie anders jetzt! Diese leichte, flüchtige Berührung seiner Lippen und der noch leisere Druck, mit dem er meine Hand fahren ließ, färbte meine Wangen und ich fühlte ihn den übrigen Theil des Abends auf ihnen nachglühen.

Ich fand bei der Gräfin G—m, wohin ich fuhr, volle Zimmer. Man war sehr munter, Scherz und Lachen empfing mich; aber in mir fand es keine antwortende Saite mehr. Die Menschen waren dieselben, mit denen ich bis dahin gelebt hatte; nur ich war nicht mehr dieselbe. Die Wünsche und Freuden selbst noch dieses Morgens lagen wie meine

Kinderspiele hinter mir und es däuchte mir eben so unmöglich, zu ihnen, wie zu diesen, zurückzukehren. Der weibliche Zirkel war nur mit dem fremden russischen Prinzen beschäftigt, dem der Ruf des Schönen und Unwiderstehlichen vorangeeilt war. Man machte Anschläge über Anschläge, ihn noch früher, als auf dem Ball des morgenden Abends, zu sehen. Frau von R — ld endete diese Verlegenheit, indem sie den größten Theil der anwesenden Weiberwelt für den andern Morgen zum Dejeuner einlud, das der Herzog mit seinem Gefolge bei der Rückkehr von der Musterung in ihrem Hause einnehmen sollte. Auch ich erhielt eine Einladung, die ich gern annahm.

Sehr einfach gekleidet und tief in meinen Schleier gehüllt, stand ich am andern Morgen unter meinen Gespielinnen, als der Herzog eintrat und, uns freundlich grüßend, nach den innern Zimmern ging, wohin ihm nur der ältere Theil der Gesellschaft folgte. Seine Begleiter vertheilten sich in die übrigen Zimmer, und Potocki, dessen Blick mich bei seinem Eintritt unter der Menge ausfand, kam zu mir. Unsre Unterhaltung war so unbefangen und zwanglos, als hätte schon eine gemeinschaftlich ver-

lebte Kindheit unsre Herzen zum Vertrauen vereinigt. Der Herzog verweilte nicht lange; ein Officier in fremder Uniform kam aus den innern Zimmern, Potocki von seinem Aufbruch zu benachrichtigen, und da er ihn neben mir fand, entspann sich ein flüchtiges Gespräch unter uns, das die Entfernung des Herzogs endete. Sie mußten ihm folgen; aber Potocki's Lippen und Augen sagten, was mein Herz heimlich wiederholte: wir sehen uns wieder! —

„Nun, wie gefällt er Ihnen? Was sagte er? Wird er heute Abend tanzen? Haben Sie sein schönes Auge bemerkt? Welche prachtvolle Uniform!" so stürmten Alle mit Fragen auf mich ein, und ich erfuhr, der fremde Officier, den ich fast gar nicht beachtet hatte, sei der Prinz . . . selbst gewesen. Gern vergab ich mir, ihn übersehen zu haben, und befriedigte die Neugier der Fragerinnen mit einigen jener überall passenden Gemeinsprüche, die die Gehaltlosigkeit erfand und das Bedürfniß im Umlauf erhält.

Mein Ballkleid war prächtig; aber unvermerkt wurde während der Toilette mein Anzug sehr einfach. Ich legte alles Glänzende, dann auch alles Reiche bei Seite; einfacher konnte kein Gewand sein,

mein Schmuck kaum noch Schmuck heißen. So trat ich vor meine Tante, die mir diese Phantasie, wie sie's nannte, kaum vergab und endlich doch gestehen mußte, sie habe mich nie so reizend gesehen. „Ja," sagte sie, und ihr Auge ruhte wohlgefällig auf meiner Gestalt, „diese wenigen auf dem Lande verlebten Wochen haben Dich auffallend verschönert. Deine Augen haben einen Glanz, Deine Physiognomie einen Ausdruck von Seele erhalten, den ich an Dir früher nie gesehen habe." Erröthend küßte ich ihr die Hand; ach, ich fing an zu ahnen, welcher Gott mir dies Leben eingehaucht habe! —

Der Ball wurde auf dem Brunnen gegeben — so heißt ein romantischer Park, nahe bei der Stadt, am Ufer des See's. Die Gesellschaft war fast eine Stunde versammelt, ehe der Herzog erschien. Der Prinz näherte sich mir und die Bekanntschaft des Morgens half uns schnell über das hinweg, was gewöhnlich in den ersten Minuten eines Gesprächs der Etiquette zum Opfer dargebracht wird. Wir geriethen schnell in ein Wortgefecht, in dem die Geschmeidigkeit und Feinheit seines Geistes sich glänzend entfaltete. Ihm gegenüber konnte ich witzig sein, konnte lachen, scherzen und plaudern:

wie ganz anders stand ich dagegen neben Potocki! wie ärmlich dünkte mich da der Behelf der Sprache für den Einklang unsrer Ideen und Gefühle! Der Prinz war schön, sehr schön? das sah ich jetzt. Auch ohne Stern und Orden, ohne Fürstenrang und Fürstenglanz, würde ihm von den Weibern der Name des Unwiderstehlichen geworden sein. Viele meiner Schwestern haben ihn nun gesehen und erinnern sich seiner ausgezeichneten, die mittlere Größe übersteigenden Gestalt, der Uebermacht der sanften Würde, die aus jeder seiner Bewegungen spricht — der Würde, die mehr dem Menschen, als dem Prinzen angehört; so wie der Anmuth seiner Sprache und der Feinheit seines Benehmens, das in jedem Lande Europa's den gebildeten Weltmann bezeichnet. Vor dem Brillantfeuer seiner Augen senkte sich jeder Blick; seine Farbe war blühend; heitres, unbefangenes, jugendliches Leben war der Ausdruck seines ganzen Wesens. Tausend Herzen flogen ihm entgegen; tausend wären sein geworden beim ersten Laut der Liebe: aber ich fühlte es ihm gegenüber, daß mein Herz einen andern Zauber, als den der vollendeten Schönheit forderte, um sich hinzugeben. Wer nennt das Unsichtbare, das beim ersten Blick Seele zu

Seele zieht? dessen Magie sich nicht gründet auf Körperreiz — auch nicht auf Anerkennung geistiger Verwandtschaft, indem es jedem Erkennen zuvoreilt? dessen Blüthen Achtung, Vertrauen, Treue sind, die ihm in schöner Freiheit entsprießen und, von ihm Leben und Gedeihen empfangend, an's Licht treten, während der mütterliche Stamm, geheimnißvoll und unerforscht, wie die Natur, sich in tiefem Dunkel unsrer Seele verbirgt? — Potocki trat jetzt zu uns — eine von jenen, erworbene Ruhe zeigenden Gestalten, die man nur einmal zu sehen braucht, um sie dann nie wieder zu vergessen! Man sah es ihm an, daß er gelitten hatte, daß dies dunkelblaue, seelenvolle Auge Thränen des Schmerzes kannte; aber man hätte alle Freude der Jugend und der Welt hingeben mögen, mit ihm weinen zu dürfen. Alle Flitter meiner Erziehung und meiner Verhältnisse fielen, ihm gegenüber, von mir ab und machten dem Gefühle Raum, daß ich für diesen Mann nichts Anderes haben dürfe und zu haben wünsche, als ein Herz voll einfacher Güte und unendlicher Liebe.

Der Tanz begann und ich trat mit Potocki zur Gavotte an. Gar bald sammelte sich ein Kreis

von Zuschauern um uns, der dichter und dichter, wie das Murmeln des Beifalls lauter und lauter wurde. Von einem Pariser Tanzmeister Jahre lang unterrichtet, konnte ich unsern sinn= und bedeutungslosen Tänzen nie Geschmack abgewinnen und tanzte nur sehr selten auf unsern Bällen. Zum ersten Mal tanzte ich jetzt mit Vergnügen und dem Bestreben, einem gültigen Richter zu gefallen. Potocki's ausgezeichnet schöner Tanz, seine Nähe, seine Gegenwart und die herrliche, balletmäßige Musik voll Leben und Ausdruck veredelte mir diesen Tanz zur kunstvollen Darstellung.

Ein Schwarm von Lobrednern und Schmeichlern folgte mir, als wir endeten, zu meinem Sitze. Auch R—pe kam, mir für den erhaltenen Sieg zu danken, da Potocki ihm eingestanden, daß er nie schöner habe tanzen sehen. Scherzend vertheidigte ich mich gegen ihn und mehrere der anwesenden Tänzer wider die Vorwürfe, die man mir über meine wenige Tanzlust machte, und die Folgerungen, die man daraus zog; aber Potocki allein gestand ich, als der Tanz die Andern wieder entfernt hatte, der Mangel an Grazie bei unsern Tänzen sei der Grund meiner Enthaltsamkeit. „Ich will noch gar nicht er=

wähnen," sagt' ich, „daß jeder Tanz doch wohl eigentlich eine bestimmte Idee oder eine bestimmte Empfindung ausdrücken müßte, wenn er als Tanz Leben und Bedeutung haben soll; aber eine Forderung kann ich — wenigstens meinem Geschlecht — nicht erlassen: daß seine Tänze den Ausdruck unbestimmter Heiterkeit, jugendlicher Freude und sittsamer Anmuth haben sollen." — — „Was nie so selten, als jetzt, zu entdecken gewesen!" sagte er. „Aber nur ein Mädchen, in dessen Seele die Grazien wohnen, vermag ihr Gebot im Leben so zart zu ehren. Doch wo dies ist," fuhr er leiser, aber mit beziehenderm Ton und Blick fort, „wo dies ist: wer müßte da nicht von dem Zauber hingerissen werden, den der Abglanz hoher sittlicher Grazie der Jugend und der Schönheit verleiht!" Mir war, als ob diese Worte mich zur Priesterin jener Göttinnen weihten, deren Dasein ich bis jetzt mehr fromm geahnet, als klar erkannt hatte, und der Wunsch, dieses Lobes werth zu sein, wurde in meiner Seele zum Gelübde.

Unser Gespräch blieb ernst und anziehend. Er fragte viel nach meiner Erziehung und meiner frühern Jugend. Mit Dank und Liebe sprach ich von meiner Tante, mit Begeisterung von meiner Mutter

und mit Entzücken von den wenigen Wochen, die ich jetzt bei ihr verlebt hatte. Mich selbst ergriff diese Erinnerung tiefer als je. Die Liebe berührte mit zarter Hand die Saiten meines Gemüths, und rein erklangen die schlummernden Grundtöne desselben: Sehnsucht nach Liebe und nach dem einfachen Glück häuslicher Stille. Die Verkehrtheit und Gehaltlosigkeit des Weltlebens wurde mir klar, und ich fühlte, daß ich mich nie damit in Einklang würde bringen können. Zum ersten Mal fühlte ich mich verstanden und von einem hellen Geiste, einer schönen Seele ergänzt und mir selbst gedeutet. Von einer unwiderstehlichen Macht fühlte ich das Beste in meinem innern Menschen berührt und zur Sprache gebracht; eine beseligende und, wie ich bestimmt empfand, mich adelnde Begeisterung ergriff mich; ohne zu wissen, wie mir geschah, durft' ich mir sagen: du bist seit diesem Moment besser, dem Schönen und Guten mehr geheiliget — und dies kann nie ganz verschwinden!

Nach dem Abendessen wurde ein Feuerwerk abgebrannt, und die Gesellschaft vertheilte sich in viele kleine Gruppen. Potocki blieb mir auch hier nahe. Wir waren nur wenig Schritte von der uns beglei-

tenden Gesellschaft voraus. Unser Gespräch knüpfte sich wieder an, und er erzählte mir von seiner frühern Jugend, wie er diese auf dem Lande, am Herzen seiner Mutter verlebt habe, und wie das Andenken dieser sanften, reinen Seele als sein Schutzgeist mit ihm durch das Leben gegangen sei; wie er trotz der Gräuel, in denen sein Vaterland untergegangen, vor ihrem Bilde Liebe zu den Menschen, Glauben an das Gute, und Willen, dafür thätig zu sein, bewahrt habe. Auch sei in seinem Herzen die schöne Hoffnung geblieben, daß der Ton, der seiner Kindheit so reine Harmonie gegeben, ihn auch dereinst in einer geliebten Seele ansprechen werde, der er dann sein ganzes Leben, alle seine Wünsche und Freuden geben dürfe. „O wie oft,“ sagte er mit einer Stimme, deren milde, bebende Laute tief in meine Seele drangen, „wie oft war mir dies holde Wesen in meinen Träumen nahe! wie oft erwärmte mich dies mit geistigem Auge angeschaute Bild, wenn mein Herz an der kalten Wirklichkeit um mich her erstarren wollte! Und wenn nun meine Träume wahr würden, wenn ich diese Hand fassen und Allwinen die Gefühle deuten dürfte, die sie in meinem Herzen geweckt hat? wenn . . .“

Er schwieg hier, tief bewegt, erschüttert. Die Gesellschaft näherte sich uns; stumm drückte er mir die Hand und verschwand. Auch mich riß es gewaltsam aus dem Gewühle heraus. Begleitet von einer meiner Gespielinnen, floh ich nach dem einsamsten Theil des Parks, zum Ufer des See's hinab, und warf mich auf eine einsame Rasenbank. In diese Gegend drang das Geräusch des Jubels nicht. Der Wiederschein des Mondes lag glänzend und rein auf der Oberfläche des See's. Ein leiser Nachtwind kräuselte seine kleinen Wellen. Feierlich rauschte es in den Gipfeln der hohen Ulmen. Wie Geistertöne zog der verlorne Nachhall der fernen Musik durch den wolkenlosen Nachthimmel und sank aus ihm in das bewegte Herz zurück, das, mehr und mehr erweicht, vor den zerstreuten Klängen zerging in Thränen unermeßlicher Liebe und des Schmerzes hoher Seligkeit.

Hier fand mich Potocki. Unerwartet stand er vor mir und mit dem Ton der innigsten Liebe fragt' er leise: „Sie weinen, Allwina?" — „Ich bin nur sehr bewegt," antwortete ich. „Alles um mich her, die Erde, der Himmel, der See, Alles ist so schön und so still; ich selbst bin so glücklich — und

doch hab' ich die Erde nie so enge, das Leben nie so beschränkt gefühlt, als in dieser Stunde, wo mir ist, als müßte ich mich zu den Sternen aufschwingen." — „Und müssen nicht," fragt' er, „vor dieser Stille, vor dieser Unermeßlichkeit des Nachthimmels die Wünsche laut werden, die einer schönern Welt als unserer von fremdem Licht erleuchteten angehören? Die kleinen Wünsche der Erde falten sich wie die Blumen in der Nacht zusammen; aber die größern, für die Ewigkeit, ziehen im reinen Herzen herauf mit dem unveränderlichen Leuchten des Firmaments. Doch gibt es einen Punkt, wo sich diese Sehnsucht nach Ewigkeit mit dem heiligen Genuß einer schönen Gegenwart vermählt; und dies Höchste in unserm, zwei Welten verbindenden Leben, dies Höchste, dessen Accorde nie wieder in meiner Brust verstummen werden — Allwina! hat Ihr Herz keinen Namen dafür?"

Mein Auge begegnete hier dem seinen, meine Seele lag in diesem Blick, und er schloß ein Bündniß, welches zu lösen jedes Erdenschicksal zu ohnmächtig war. Wie ich mich fühlte? Welche Seligkeit der Erde kann sich der eines liebenden Weibes

vergleichen, wenn es sich als Spenderin der süßesten Lebensfreuden des Geliebten fühlt! —

Meine Gesellschafterin band unsere Zungen; aber bedürfen solche Momente der Worte? Ich bat Potocki mit halben Blicken und halben Worten, uns zu verlassen, und gehorchend entfernte er sich. Noch wohl eine Stunde irrte ich mit meiner Gefährtin in den Gängen des Parks umher, und schloß mich dann mit ihr einer Gesellschaft an, die nach dem Tanzsaal zurückkehrte.

Ich sehnte mich nach Einsamkeit und bat meine Tante, sich mit mir zu entfernen. Unser Wagen fuhr vor. Der Prinz bot mir seinen Arm, Potocki begleitete uns, und nur ein verstohlener, geflügelter Händedruck sagte mir sein Lebewohl. — In der Einsamkeit meines Zimmers wurde das Gefühl meines Glücks Dank gegen den, für den der Geist nur Gedanken, das Herz nur Gefühle, das Auge nur Thränen braucht, um vernommen zu werden. — — Wie gehaltlos war mein Leben, eh' ich Potocki sah, und mit welchem Reiz, mit welchem Werth schmückte es jetzt seine Liebe! Sechzehn Jahre alt, geliebt und geschmeichelt von Allem, was sich mir näherte; in voller Freiheit, jede Laune, jeden Einfall zu be-

friedigen, hätte ich wahrscheinlich ohne ihn, zu spät für mein inneres Leben, den Ueberdruß und die Gehaltlosigkeit kennen lernen, die das Leben für die große Welt unausbleiblich herbeiführt, wenn man von der Natur den Anklang edlerer Bedürfnisse erhielt. Die leise Stimme meines Herzens wäre vor den Schmeicheltönen der Eitelkeit verstummt; das Bild des einfachen Glücks meiner Eltern in meiner Seele verblichen; die fast unwiderstehliche Gewalt der Gewohnheit und des allgemeinen Thuns und Treibens um mich her hätte mich ergriffen und mich wahrscheinlich, wie die Mehrheit meiner Schwestern, einem Kampf zwischen meinem Gemüth und meinem äußern Leben preis gegeben, der in einer Weiberseele — weil wir mehr als der Mann Eins sind und jede einzelne Wirkung daher bei uns das Ganze ergreift — unausbleiblich die Harmonie des Daseins zerstört. Nichts macht der Liebe unwürdiger und zugleich für ihre r e i n e Flamme unempfänglicher, als Unwahrheit des Empfindens und des Thuns — also auch Glanz und Gefallsucht, die sich nicht mit Wahrheit des Charakters vereinen lassen. Die Liebe, deren Bande dies Leben an ein zweites, den Menschen an die Tugend und diese an das höchste,

reinste Glück der Menschheit knüpfen, wird nur dem weiblichen Herzen, das ihr den ganzen Schatz seiner Empfindungen unentwürdigt und unzertheilt aufspart und für den Gegenstand derselben seine Seele schmückt. Das Mädchen, das, glänzend beim Ball und der Assemblée, für Diesen ein Lächeln, für Jenen einen freundlichen Händedruck hat und darnach strebt, sich bewundert, begehrt zu wissen — muß, seinem bessern Wesen nach, untergehen im Strom der Eitelkeit und der Weltfreude; oder die Leerheit eines so verschleuderten Lebens wird sie ergreifen — aber erst, wenn ihr schon die Kraft mangelt, sich ihm zu entreißen, und am fürchterlichsten dann, wenn ihr unbefriedigt gebliebenes Herz endlich den Mann findet, in dessen Liebe sich früher ihr Leben, ihr Glück, ihre Pflicht zur schönen Einheit hätte bilden, ihr zerrissenes Dasein vielleicht noch heilen können — und er wendet sich dann ab und sie bleibt für ihr übriges Leben allein, mit dem Gefühl: sein, und nicht mein. —

Auch ich stand an diesem Abwege, als er, der Herr meines Daseins und meines Geschicks, mir Potocki entgegenführte, und mit ihm das holde Bild eines der Liebe und den stillen Tugenden einfacher

Güte geweihten Lebens! Und ich hätte mich nicht vor ihm, eben jetzt, da dies Bild in entzückender Glorie vor mir stand, niederwerfen und Thränen der Freude, Thränen des Danks darbringen sollen?

Am andern Morgen sah ich Potocki bei der Revüe; Mittags bei Cour und Tafel. Umgeben von einer bunten Menschenmenge und unter dem Druck höfischer Etiquette, fanden unsere Herzen eine eigene Sprache und einzelne Momente zu Worten der Zärtlichkeit und des Glücks. Ich versprach ihm, am andern Morgen für ihn zu Hause zu sein, und sah ihn früher noch, als ich erwartete, zu mir eintreten. Unsere Herzen fanden nun Worte; er erhielt das Geständniß meiner Liebe und meine Einwilligung, um meine Hand werben zu dürfen. Eine Stunde verrann mit Secundenschnelle; da verließ er mich mit der Verabredung, am Nachmittage zu meiner Tante kommen zu wollen, zu der ich gleich nach seiner Entfernung eilte, um ihr das Geständniß meiner Liebe zu stammeln. Mit der Begeisterung des Entzückens warf ich mich an ihren Busen; aber wie erschrak ich, als ich sie todtenbleich in's Sopha zurücksinken sah. „O mein Kind!" rief sie im schmerz-

lichsten Tone: „ist das der Lohn, den Du mir für meine Liebe aufsparst?“

„Gott!“ sagt' ich erschrocken; „ich glaubte Ihrer Freude an meiner Wahl so fest versichert sein zu können! Nur Freudenthränen hofft' ich fließen zu sehen. Oft versprachen Sie, mich frei wählen zu lassen; oft äußerten Sie den Wunsch, daß mein Herz bald sich entscheiden möchte: woher denn nun Ihr Widerstreben?“

„Arme Unerfahrene! so blind hat Dich die Liebe schon gemacht? Dein Herz, dies dankbare, gefühlvolle Herz hofft dauerndes Glück von einer Verbindung, die Dich von mir, von Deinen Eltern, Deinen Freunden auf immer entfernen würde? Deine Hand, um die die edelsten Männer Deines Vaterlandes werben, sollten wir an einen Mann verschleudern, der Dich in ein fernes Land, zu einer rohen Nation, in ein rauhes Klima führen würde? an einen Mann, über dessen Scheitel das Schwert der Hofgunst schwebt? den Laune vielleicht nur erhob, um ihn nach kurzer Zeit desto tiefer fallen zu lassen? Gott! wie könnten Deine Mutter und ich uns je mit dem Gedanken aussöhnen, Dich in Rußland zu wissen! Hast Du die Gräuel vergessen, die die-

ser Name in unser Gedächtniß zurückruft? O Helena Petrowna! deinen Henkern sollte auch diese preis gegeben werden?“

Die Familie meiner Mutter siedelte sich unter Peter dem Großen in Rußland an, und ihr Name glänzt unvergänglich in den Annalen der Geschichte dieses Reichs. Mein Großvater, der Feldmarschall Weide, besaß die Gunst der Kaiserin Anna und das Vertrauen des Herzogs von Kurland in einem so ausgezeichneten Grade, daß die Erinnerung daran ihm, als Elisabeth den Thron bestieg, gefährlich wurde. Er fing an, für sein Leben und für das Schicksal seiner Familie besorgt zu werden, und suchte dem drohenden Ungewitter durch freiwillige Entfernung zu entgehen. Heimlich schaffte er einen Theil seines Vermögens außer Landes und bat, unter dem Vorwand schwächlicher Gesundheit, um Urlaub zu einer Reise nach dem südlichen Europa. Er erhielt ihn, weil der Plan zu seinem Untergange noch nicht reif war und man, unbekannt mit seinen geheimen Anstalten, den Zeitpunkt der Abreise noch entfernt genug glaubte, um diese erhaltene Erlaubniß selbst zu seinem Verderben benutzen zu können. Wider alles Erwarten erschien

er aber schon am folgenden Tage mit seiner Gattin und seiner siebzehnjährigen Tochter, Helena Petrowna, vor der Kaiserin, um sich zu beurlauben. Finster blickte die Kaiserin auf ihn. „Verdankt es Euren langen Diensten,“ sagte sie ernst, „daß ich Euch den erbetenen Urlaub bewilligt habe. Man sagt, ihr seid strafbarer Plane angeklagt, zu deren Unterstützung ihr große Summen Geldes außer Land geschafft haben sollt. Ich will kein Ohr für diese Anklage haben; aber als Unterpfand Eurer Treue und Eurer Rückkehr bleibt Helena an meinem Hofe zurück.“ — Flehend sank meine Großmutter vor ihr nieder; die große Kaiserin hatte kein Maß für den Schmerz einer Mutter. „Sie bleibt!“ rief sie in einem Tone, der jeden Widerspruch zum Verbrechen gestempelt hätte, und trostlos entfernten sich meine Großeltern. Ihr Schmerz selbst hatte sie verrathen, und jeder Augenblick längern Verweilens in St. Petersburg vergrößerte jetzt die Gefahr. Wie aber konnten sie ohne Helena fliehen? wie sie an einem Hofe zurücklassen, wo man nur zu häufig das Vergehen des Vaters an den Kindern strafte? — Es wurde Abend und noch kämpften meine Großeltern mit ihrer Unentschlossenheit, als sich in der Dunkel-

heit ein Mann zu ihnen stahl, dem mein Großvater einst von Birons Grausamkeit das Leben erbat, und der jetzt im Sonnenschein der Gunst eines höhern Günstlings stand. „Fliehen Sie,“ sagte er bei seinem Eintritt; „für diese Nacht hoffe ich Ihnen die Möglichkeit dazu noch verbürgen zu können, aber der morgende Tag fände Sie wahrscheinlich schon im Gefängniß. Noch ist die Kaiserin unentschlossen, aber bei längerem Hiersein würde Ihre Schale von Stunde zu Stunde steigen, da hingegen, aller Wahrscheinlichkeit nach, Ihre Tochter und Ihr zurückgelassenes Vermögen Ihre Reise und diese Gegenstände selbst sichern werden.“ Die Angst meiner Großeltern stieg; aber jetzt warf sich Helena zu ihren Füßen und beschwor sie mit heißen Thränen, zu fliehen und sich nicht, um sie von einer nur möglichen, aber nicht einmal wahrscheinlichen Gefahr zu retten, in unvermeidliches Verderben zu stürzen. Sie brachte ihre Schwestern, damals nur drei- und vierjährige Kinder, herbei, bot für diese den Muth des Vaters, die Liebe der Mutter auf und siegte. Ihre Eltern reiseten ab und erreichten unverfolgt die Grenze; denn ach! nicht die Habsucht allein hatte an ihrem zurückgelassenen Vermögen ihr Opfer, auch die Rache fand

es! Helena Petrowna, die unschuldige, blühende Helena wurde es! Man zog das Vermögen des Vaters ein und sandte die Tochter nach Sibirien. Gram und Kummer zerrissen ihren zarten Lebensfaden; sie betrat das Land der Verbannung nur, um dort ihr Grab zu finden. — Ihr Andenken blieb gleich dem einer Heiligen in der Familie. Ihre Mutter pflanzte in das Herz meiner Mutter und Tante schwärmerische Vergötterung der Verlornen und Haß des Landes, in dem sie, eine Deutsche von Geburt, sich nie einheimisch gefühlt hatte und für das sie jetzt nur noch Thränen und Verwünschungen hatte. Früh wurde auch ich mit dieser Ansicht vertraut und tief eingewurzelte Vorurtheile der Kindheit banden auch in meiner Vorstellung an den Namen Rußland alle Schrecken der Barbarei und des Entsetzens roher Gewaltthätigkeit. Nur mit meiner Liebe beschäftigt und in der vollen Unbefangenheit jugendlicher Lebensansicht hatte ich an die äußern Verhältnisse, die eine Verbindung mit dem Geliebten mir aneignen würden, noch nicht gedacht. Auch jetzt fand ich freilich den Abscheu meiner Tante vor diesem Lande natürlich, wie ihren Widerwillen, mich dorthin ziehen zu lassen, da es mir selbst fast

lieblicher gedäucht haben würde, Potocki nach den brennenden Sandwüsten Afrika's, als nach Rußland zu folgen: aber das Glück, ihn mein zu nennen, überstrahlte alle Bilder des Schreckens, die meine Tante mir vorführte. Mochte immerhin der Himmel seines Landes rauh und kalt sein, unter dem Schutze unserer Liebe mußte auch dort die Blume der Zufriedenheit für mich blühen! Mochte immerhin sein Rang und sein Vermögen in den Händen willkürlicher Gewalt ruhen; beide waren mir nur äußere, gleichgültige Verzierungen des wahren Glücks! Mochte man ihn selbst tödten; konnte man mich denn zwingen, ihn zu überleben? Ich fühlte es mit lebendiger Wahrheit, daß diese Liebe mich außer der Gewalt des Erdenschicksals auf einen Standpunkt hob, wo ich vom Leben nur sie, Tugend und Unsterblichkeit forderte. — Aber meine Tante hatte andere Waffen. Sie schilderte mir den Schmerz meiner Mutter; sie führte mich an das Sterbebett dieser unaussprechlich Geliebten; sie zeigte sie mir, vom Gram um mich langsam verzehrt; ich sah sie ihre Arme vergeblich nach mir ausstrecken, ich hörte ihre bleichen, sterbenden Lippen meinen Namen stammeln, und Alles um sie her stumm bleiben; eine fremde

Hand schloß ihre Augen, eine fremde Brust empfing ihre letzten Seufzer! — Ich zerfloß in Thränen und beschwor die Tante, meiner zu schonen; aber sie drückte mich fester an ihr Herz und fuhr fort: „Und dann wirf auch einen Blick auf mich! Seit sechs Jahren lebe ich nur für Dich, und kann es nicht mehr lernen, ohne Dich zu leben. Ich würde Dir nach Rußland folgen und Du würdest keine Klagen, keine Vorwürfe von mir hören; aber würdest Du selbst sie Dir ersparen, wenn ich dort unter Deinen Augen langsam verginge? Wird das Glück der Liebe Dir noch Glück bleiben, wenn der Gedanke es vergiftet: der Besitz dieses Mannes kostete meiner Mutter das Leben und gab meiner Tante zum Lohn für ihre Liebe in diesem fremden Lande ein Grab?"

Ich sank zu ihren Füßen nieder und schwor, diese Liebe — ach das einzige, höchste Glück des jugendlichen Herzens — zu opfern und Potocki's Hand zu entsagen. Mit einer Macht, die meine Seele bis in ihre geheimsten Tiefen erschütterte und sie dem Schmerz vermählte auf immer, ergriff mich das Gefühl, was ich hingab; aber diese Liebe war zu schön, um zu ihrem Glück nicht des ungetrüb-

ten Friedens eines schuldlosen Herzens zu bedürfen. Ihre Blüthe wäre von dem Hauch der Pflichtverletzung gewelkt und Potocki hätte unmöglich durch die Liebe eines Mädchens beglückt werden können, welches, um sein zu werden, die heiligen Bande der Natur und der Dankbarkeit zerrissen hätte.

„Sieh ihn nicht wieder," bat meine Tante; „laß mich ihm heut Nachmittag sein Schicksal und Dein Lebewohl sagen! Er scheidet dann und die Wunden Eurer Herzen heilen leichter und spurloser, als wenn Ihr gegenseitig durch den Anblick des fremden Schmerzes sie heftiger zu bluten reizet!"

„Nein," antwortete ich entschieden; „sehen muß ich ihn noch einmal, und nur aus meinem Munde darf er hören, was kein andrer ihm so milde zu verkünden vermag."

„Aber, liebe Allwina," sagte die Tante zögernd, „wird er nicht seine Gewalt über Dich für sich zu nutzen suchen? Ach, mein Kind, ich fürchte . . ."

„Wenn Sie ihn kennten, würden Sie nichts für mich fürchten. Seine Nähe kann mich zu dem, was gut ist, nur kräftigen, und von ihm muß mir die Stärke des Willens kommen, es zu üben; und

was den Schmerz des Abschieds betrifft, so wäre mir wahrlich besser, wenn mein Herz von ihm in dieser Stunde gebrochen würde, als wenn ich mir schon jetzt sagen müßte: ich sehe ihn nie wieder!"

Sie gab nach; aber je näher der Nachmittag und mit ihm die Stunde kam, in der sie ihn erwartete, je höher stieg ihre Unruhe. Laut und rührend sprach ihre Liebe aus diesen kummervollen Blicken, diesen verstohlnen Thränen und halben Worten. Mir gab ihre Angst, ihre schmerzliche Trauer Muth, und gefaßter wie sie blieb ich, als der Bediente eintrat, Potocki zu melden. Noch einmal schloß sie mich in ihre Arme; still und sinnig küßte sie meine Augen, riß sich dann mit gewaltsam hervorbrechenden Thränen los und verschwand.

Er trat ein. Mit welcher süßen, reinen Zärtlichkeit flog sein Auge mir entgegen! wie froh deutete er es, mich statt meiner Tante zu finden!

„Sie irren nicht, Potocki. Meine Tante erhielt, sobald Sie mich heut Morgen verließen, das Geständniß unsrer Liebe von mir; sie legte die Entscheidung darüber in meine Hände, und mit ihrer Bewilligung bin ich jetzt hier, von Ihnen die Billigung dieser Entscheidung zu erhalten."

Meine Stimme bebte und leise fing ich an zu erzählen; aber die Nähe des verehrten, geliebten Mannes stärkte mich, und mit immer fester werdendem Ton theilte ich ihm die Unterredung des Morgens mit. Meine Mutter, meine Tante kannte er so, wie sie in meinem Herzen lebten, schon früher und fühlte es daher mit mir, daß ich Deutschland nicht verlassen konnte, ohne diese beiden liebevollen, weichen Herzen zu brechen, die mit dem meinen zusammengewachsen waren durch alle Adern der Liebe und der Tugend. „Um mich Ihrer Liebe werth fühlen zu können,“ endete ich, „bleibt mir kein andres Mittel, als Ihrem Besitz zu entsagen. Ueberzeugt, daß Sie selbst, wo Pflicht und Glück sich trennen, mich nicht Ihrer Liebe, sondern den heiligen Pflichten kindlicher Dankbarkeit weihen würden, hab' ich den Muth zu diesem Opfer in mir gefunden. Ihre Tugend, Potocki, hat mir diese Entsagung abgenöthigt; aber nur Sie können ihr Werth geben, wenn Sie sie zu einem freudigen Opfer durch Ihre Billigung, Ihr Beispiel, Ihren Muth erheben.“

„So reißt das Schicksal aus einander, was die Liebe vereinte!“ sagte er finster. „Nein,“ fuhr er fort und schloß mich in seine Arme, „in die Harmo-

nie Deines Wesens darf kein Mißlaut kommen und ungestört bleibe der Friede Deines schuldlosen Herzens! Aber warum bin ich nicht frei? Warum darf ich nicht meine Arme um Dich schlingen und sagen: an Deinem Herzen ist meine Heimath? — Mit welchem Entzücken würde ich für Dich hingeben, was nur gemeine Seelen blendet! Mein höchstes Glück ist Dein Besitz und fern von mir die Sünde, den Ehrgeiz mit mir darum rechten lassen zu wollen! Doch Dankbarkeit und mein Ehrenwort fesseln mich an den Prinzen, meinen Freund, und durch ihn an die Laufbahn, die mich bei meiner Rückkehr nach Rußland erwartet."

Die Revolution in Polen kostete Potocki sein Vermögen und seine Freiheit, da er bei einem Gefecht mit den Russen von ihnen gefangen ward. Die Tapferkeit, mit der er sich vertheidigte, bis er, von der Menge überwältigt, gefährlich verwundet vom Pferde sank, erwarb ihm die Bewunderung des Prinzen. Seine Pflege, sein Schutz, seine Fürsorge retteten Potocki's Leben. Er genas und war frei; allein sein Bruder, Alexander, durch Freiheitsliebe und glühenden Haß der Zerstückler seines Vaterlandes, in gefährliche, zu früh verrathene Plane

verwickelt, saß im Kerker und erwartete die Vollziehung des schon über ihn ausgesprochnen Todesurtheils. Ihn zu retten galt Potocki'n mehr, als sein eignes Leben. Er entdeckte sich dem Prinzen und dieser that und wagte viel, um den Bruder seines Lieblings zu retten. Des Prinzen Gold sprengte Alexanders Kerker und sicherte seine Flucht, die vom Prinzen erhaltene Pässe deckten. Mit dem Enthusiasmus, der in einer starken Seele die Dankbarkeit zur Leidenschaft erhebt, schloß sich Potocki nun an den Prinzen, brennend, ihm seine Schuld zu zahlen. Da forderte dieser das Versprechen, sich nie von ihm zu trennen. Dieser Schwur band meinen Freund nun an das Land, wo ich nicht wohnen durfte, und die strenge Nothwendigkeit der Pflicht trat auch von seiner Seite zwischen uns und gebot Scheidung.

„Der Prinz," sprach Potocki, „ist ein trefflicher, herrlicher Mensch, und gern brachte ich ihm bis jetzt das Opfer, am Hofe zu leben, obgleich er mir ein moralisches Sibirien ist, wo unter dem Eise des Egoismus jede Blüthe schöner Humanität erstirbt. Aber die Hoffnung, daß das Schicksal die mächtige Sehnsucht meines Herzens verstehen und

befriedigen würde, erhielt mich aufrecht da, wo auch der Edleren viele an Glaube und Liebe verarmen. Fest vertraute ich der Ahnung, daß meiner Seele eine Seele geschaffen sei, die die Liebe mir früher oder später, aber gewiß, als Nährerin und Pflegerin jeder milden, sanften Tugend zuführen würde. Die Welt zeigte mir nicht, was ich im Anfang thöricht genug war, in ihr zu suchen; doch sorgsam sparte mein Herz sich und seine Liebe für die Einzige, Fromme, Sanfte auf, die noch zu finden meine Seele mir wahrsagte. Jahre sind mir in diesem stillen, unbefriedigten Sehnen hingeschwunden. Schon ward es düster um mich, trüber in mir, und mehr und mehr fing die Verworrenheit des Lebens und die Kleinlichkeit der Menschen an, mir zu widern: da erschienst Du mir im stillen Zauber ungetrübten Friedens und anmuthsvoller Milde. In froher Ahnung flog Dir mein Herz beim ersten Blick entgegen, meine Seele erkannte Dich, und wie Du mir, ich Dir begegnete in jedem Gefühl, in jedem Schlage des Herzens, und ich es wie einen Götterspruch in mir fühlte, Du seist für mich geschaffen und unvollkommen sei mein Erdendasein geblieben, hätte ich Dich nicht gefunden — Allwina, da war ich un-

aussprechlich glücklich! Und dies Glück soll mir nun entschwinden, wie ein Traum? ich soll es tragen, Dich in die Unsichtbarkeit zurücksinken zu sehen, in der Du bis zu unserm Begegnen um mich warst? Soll mit dem Himmelsbilde im Herzen nun wieder einsam und verlassen und ohne alle Hoffnung durch's Leben gehen?" — —

„Gilt es Dir denn nichts," unterbrach ich ihn, „daß wir uns gefunden haben und nun wissen, diese Sehnsucht unsers Herzens sei kein leerer, spottender Traum? Haben wir in dieser Gewißheit vom Dasein der Liebe nicht einen unversiegbaren Quell des wahren Lebens erbeutet? Sieh, ich bin ein schwaches, leicht verletzliches Wesen: aber in dieser Liebe ist mir Muth und Kraft geworden. Und wenn wir uns nie wieder sehen, werde ich doch das Schicksal segnen, das uns einander zuführte! Und wenn meine Thränen ewig dieser Trennung fließen, so werde ich doch, so lange ich bin, Gott danken, daß er mir da Gewißheit schenkte, wo Tausende an hoffnungsloser Sehnsucht und betrogner Hoffnung vergehen! Sag', was heißt es denn, daß wir getrennt werden? Kann man unsre Seelen scheiden? Wird für die Liebe nicht die weiteste Ferne zur Ge-

genwart, wie sie selbst allgegenwärtig ist? Du bist mir kein fremdes, meinem Dasein nur angeeignetes Wesen: ich finde in Dir erst mich selbst — wie mein eignes Ich bist Du meinem Bewußtsein, meiner Liebe unverlierbar, und nie werde ich mich anders, als mich Dein und Dich mein fühlen."

Potocki schloß mich in seine Arme und wir gelobten, auch getrennt mit einander vereint zu bleiben in Liebe und im Streben nach Wahrheit und Güte. Meine Tante unterbrach durch ihren Eintritt unser Gespräch. Ruhig ging ich ihr mit Potocki entgegen: „Umarmen Sie, beste Tante, den Freund Ihrer Allwina, dem sie den Muth verdankt, Ihnen standhaft seine Liebe zu opfern!"

Sie nahm ihn mütterlich in ihre Arme und mit schönen Thränen sagte sie ihm, wie sehr es sie schmerze, unsern Herzen ein Opfer abfordern zu müssen, für dessen Größe ihr nicht das Gefühl fehle. „Wenn Sie aber meine Allwina lieben," fuhr sie fort, „wie sie werth ist geliebt zu werden: so siedeln Sie sich bei uns an. Kostet Ihnen dies Heraustreten aus Ihren jetzigen Verhältnissen nur Ihr Vermögen, so werde ich Sie vielleicht dafür entschä-

digen können. Sie werden dann mein Erbe, wie Allwina die einzige Erbin ihrer reichen Eltern ist."

Er bog sich gerührt auf ihre Hand! „Ich darf nicht hoffen mit Allwinens Hand je den Titel Ihres Sohnes zu erhalten; aber mein Herz, theure Frau, wird nie aufhören, Sie als Mutter zu ehren und zu lieben. Frei von Ehrsucht und Ehrgeiz habe ich nur einen Wunsch: Allwinens Besitz, und ganz glücklich würde ich, der als Pole kein Vaterland mehr hat, mich fühlen, wenn die Liebe mir ein neues schenkte: aber heilige Pflichten der Ehre und der Dankbarkeit binden mich unauflöslich an den Prinzen und zugleich an Rußland."

Meine Tante seufzete: „Sie erhöhen meine Achtung für sich und mein Bedauern für Allwina. Ach, mein Kind," fuhr sie fort und umarmte mich zärtlich, „soll mir denn das traurige Schicksal aufgespart sein, Dich hier unter meinen Augen langsam an dem Schmerz dieser Trennung vergehen zu sehen? O da wir nicht vereint glücklich sein können, so ist es doch vielleicht vorzuziehen, wenn Deine Mutter und ich mit dem Bewußtsein, Dich glücklich zu wissen, trauern, als wenn der Kummer

Dich und uns mit Dir tödtet, weil Du unglücklich wurdest."

Potocki faßte meine Hand; unruhige Erwartung lag in dem Blick, den er auf mich warf; eine Secunde lang berauschte er sich in der süßen, verführerischen Hoffnung, die meine Tante ihm zeigte; aber mich ergriff die Täuschung nicht. Ich fühlte, daß hier von keiner Wahl die Rede sein dürfe und zog die Hand meiner Tante inniger an meine Lippen. „Fürchten Sie nichts für mich, geliebte Tante. — In der Erinnerung dieser Liebe wird sich mein Charakter bilden und entfalten; sie legt mir die Verpflichtung auf, mich der Alltäglichkeit zu entwinden, und hier in seiner Gegenwart schwöre ich, mein Leben nicht dem Schmerz dieser Liebe, sondern der freudigen Uebung jeder Pflicht der Dankbarkeit und der kindlichen Liebe zu weihen. Ja, Gustav," wandte ich mich zu ihm, „segnend sollen meine Eltern, meine Tante noch oft Deinen Namen nennen, wenn ich in Deinem Andenken die Kraft schöpfe, sie durch Liebe, Gehorsam und die Uebung jeglicher Tugend zu beglücken!"

Potocki mußte jetzt scheiden und da er R . . .

am andern Morgen verlassen sollte, war dieser Abschied Abschied für dieses Leben. Wer nie den Schmerz verlornen Erdenglücks in den Zügen eines edlen Mannes mit Kraft und Festigkeit kämpfen sah, kennt die Würde dieses oft verkannten, noch öfter entwürdigten Bürgen des zweiten Lebens nicht. Zum letzten Male ruhten meine Augen auf diesen Zügen; zum letzten Male zogen diese gedämpften, rührenden Sprachtöne in mein Herz; nur noch Minuten waren mein und mit ihrem Nachgenuß sollte ich dann für mein ganzes Leben ausreichen für mein Herz! — Ich erblaßte; er zauderte, kämpfte, wollte sprechen und sank stumm vor mir nieder. Schweigend drückte er meine Hände an sein Herz, an seine Lippen; ich sah Thränen in seinen Augen und, aufgelöset in Liebe, Wehmuth, Schmerz, sank ich in seine Arme, an sein Herz. „Auch scheidend bleib' ich Dir vereint," flisterte er, und überwältigt von seinen Gefühlen legte er mich sanft in den Arm meiner Tante — noch ein Blick — und er verschwand! — Meine Kraft war mit ihm entwichen; zum Schatten, der seinen Schritten folgte, hätte ich werden, mein Wesen auflösen mögen in seinem letzten Blick voll tiefen Wehs und unermeßlicher Liebe!

Unvergeßliche Tage folgten dieser Stunde. In Riesengestalt stand der Schmerz dieser Trennung vor mir und ich sah furchtsam an ihm auf; aber ich bestand seine Nähe, kämpfte mit ihm und sieh! er wandelte sich um in eine stille, freundliche Gestalt, die ich gern um mich sah, sie an mein Herz nahm, wie man ein schlafendes Kind nimmt, um mit sanfter Melodie seinen Schlummer zu erhalten. Ernste, anhaltende Thätigkeit wurde meine Gefährtin; Kunst und Wissenschaft öffneten mir ihre Schätze; mein Geist genoß und meinem Herzen ersetzte fremdes Glück den eignen Mangel. Der Reichthum meiner Tante bot mir Mittel dar, Elend zu mildern und Thränen zu trocknen; aber mein Herz hing mit zarterer Theilnahme an dem Kummer, den Gold nicht mindern konnte, und eine geheime Sympathie erwarb mir das Vertrauen der Unglücklichen, die Trost und Thränen statt Gold brauchten. Meine Tante glaubte, Zerstreuung werde mir heilsam sein, und willig lieh ich mich ihren Planen. Ich besuchte Bälle und Assembléen; ich tanzte, ich spielte, ich putzte mich. Die Zärtlichkeit für sie gab mir in ihrer Gegenwart Heiterkeit, und der Geist, der mit dieser Liebe über mich gekommen

war, hielt auch meinen Körper aufrecht. Ich schien mir selbst nicht bedauernswerth und täuschte mich wie meine Tante, wenn ich ihr auf ihre ängstlichen Fragen zusicherte, ich sei wohl, ohne Schmerz und ohne andere Wünsche, als sie mit mir zufrieden zu sehen. Meine Worte, meine Blicke, meine Seufzer beherrschend, sanfter, freundlicher gegen Alles, was mich umgab, ging doch eine Veränderung mit mir vor, die Jedem auffiel, der mich früher gekannt hatte. Leise und unmerklich fing meine Jugend an zu welken, mein Auge wurde trüber und matter, meine Sprache leiser, und in mein ganzes Wesen kam ein Ernst, vor dem die jugendliche Freude erbleichte und das irdische Leben in's Grab sank. Mir selbst war oft in stillen, mitternächtlichen Stunden, als wenn meine Seele zu reif würde in der Begeisterung der unendlichen Liebe, mit der mein ganzes inneres Leben nur ein Gedanke an den Geliebten war. Manches Auge fand ich oft mit Antheil auf mich geheftet, manche Thräne sah ich mir fließen; aber ich selbst war ohne Klage. Und war ich denn wirklich bedauernswerth? Wahr ist es, das Andenken des Geliebten lösete mich von der Erde ab; der Schmerz seines Verlustes höhlte mein Grab täglich tiefer aus:

aber ist es nicht unendlich schöner, zu sterben, weil man geliebt hat, als fortzuleben, weil man die Liebe nie kannte?

Eine meiner Gespielinnen, die mir vorzüglich werth war, Julie Bl., wurde durch äußere Verhältnisse von einem Manne, dessen Liebe ihre Eltern früher gebilligt hatten, getrennt. Es gelang mir, den Weg zu ihrem Glück zu ebnen; sie wurde Braut, liebende und geliebte Braut. Mein Antheil an ihrem Glücke war rein; aber wenn sie sich mit dem Feuer der glücklichen Liebe in meine Arme warf und mir Stunden lang ihre Seligkeit malte, oder wenn ich sie mit ihrem Geliebten im kleinen traulichen Zirkel zusammen sah und aus seinen Blicken das Entzücken leuchtete, sie endlich nach so banger Hoffnungslosigkeit doch noch sein zu nennen: dann bedurfte ich oft einer einsamen Stunde, und meine Nächte wurden schlafloser.

Ihr Hochzeittag kam; es war der Jahrestag meiner Trennung von meinem Freunde. Freundlicher denn je erschien ich, und ein erborgtes Roth deckte das mattere Erbleichen meiner Wangen. Aber als am andern Morgen meine Tante ungewöhnlich früh in mein Zimmer trat, erschrak sie vor der entfärb-

ten, ermüdeten Gestalt, und keine Versicherung meines Wohlseins konnte ihre ängstliche Unruhe mindern. Sie ließ den Arzt rufen und dieser bestätigte, nachdem er mich einige Tage beobachtet hatte, ihre Furcht. Er nannte mich gefährlich krank und meinte, Reisen, Zerstreuungen, Diät und Bäder seien Alles, was seine Kunst für mich zu rathen vermöge, da der Sitz meines Uebels ihm außer ihrem Gebiete zu liegen scheine. Willig unterwarf ich mich allen seinen Vorschriften, und zu meiner Freude verordnete er mir das Sagarder Bad auf der Insel Rügen.

Kosegarten hat diese Insel mit dem Zauber romantischer Dichtung, die Natur mit unbeschreiblicher Schönheit, die Zeit mit der Magie geschmückt, die die Denkmäler einer hinter Jahrtausenden versunkenen Vorwelt für jede fühlende Seele haben. Ich lebte und genoß dort Stunden, deren Erinnerung mir nie fremd, nie alltäglich werden wird. Auf dem Gipfel des grauen Rugards sah ich die Sonne aufgehen und sinken, Tage lang irrte ich umher in Putbus reizenden Gegenden; aber du, blaues Jasmund, wurdest mir lieb und theuer vor Allen! Deine himmelanstrebenden Ufer, deine heiligen Haine und das allgewaltige Meer, das dich umgürtet, füll-

ten meine Seele mit Ehrfurcht und heiligem Schauer! Nie, nie vergeß' ich dein! —

Es war gegen Abend, als wir von Sassenitz ab zu Wasser nach Stubbenkammer fuhren. Ach, daß ich Worte hätte, nur ein dämmerndes Bild dessen zu geben, was auf dieser Reise in unvergeßlicher Hoheit sich mir darstellte! Aber nur der Geist umfaßt kühn diese Gebilde, die Phantasie ermattet, wenn sie darstellen soll, was ihre Schöpfungen an Pracht und Größe übertrifft! — Lieblich weicht das Ufer zurück, wenn man sich vom Lande entfernt, lieblich nähert es sich wieder: aber kühner und kühner thürmt es sich empor, seine Schluchten werden tiefer, die Wälder seiner weißen Gipfel werden dem Auge zum Gebüsche — und immer steiler, jäher, zackichter, in tausend abenteuerlichen Gestalten thürmt es sich empor und bietet in jedem Moment eine neue Ansicht dar, bis plötzlich der Königsstuhl seine Eichen den Wolken entgegenhebt und die Blicke des Schauenden mit der Gewalt des Erhabenen an sich zieht. — Und als wir ihn erstiegen hatten und nun in diesem uralten Haine die Nacht kam, alles Leben vor ihr verstummte, nur die Wipfel der Bäume feierlicher rauschten und die Wellen

in der schwindelnden Tiefe sich lauter am Ufer brachen: da traten diese weißen Felsenmassen wie kolossale Geistergebilde aus der Finsterniß hervor und weckten in meiner Seele ernste Gedanken des Wechsels alles Vergänglichen und Sehnen nach dem Ewigen. Ein Gewitter hing schwarz und düster am Nachthimmel, der Sturm machte sich auf und jagte es vor sich her. Finsterer wurde es um mich, lauter braus'te das Meer und schauerlich schlug die Flamme, die unsere Leute angezündet hatten, durch die Dunkelheit. Da schoß der erste Blitz, wie eine gekrümmte Schlange, vom Himmel zur Erde, und in erschütternder Pracht trat das hohe Felsenufer eine Secunde lang aus seinem Dunkel hervor. Feierlich rollte der Donner, und der Wiederhall rief ihn von Schlucht zu Schlucht, von Ufer zu Ufer, bis ein neuer Donner ihn mit gestärkter Macht aufforderte.

So groß, so kühn hatte ich die Natur noch nicht gekannt. In den friedlichen Ebenen meines Vaterlandes, am Ufer seiner klaren Bäche und kleinen Flüsse erschien sie mir nur wie eine liebliche Gespielin. Ihre Göttlichkeit, ihre furchtbare, geheimnißvolle Macht, welcher jede Erdengröße sich beugt, ging mir erst in dieser hehren, heiligen Nacht

auf, wo aus allen ihren Erscheinungen eine namenlose, unendliche Kraft zu meinem Herzen sprach, von der ich selbst ein Ausfluß, ein Hauch zu sein fühlte. Die Jahrtausende der Vorwelt schienen mir jetzt nur ein Triumphzug, durch den die Natur ihren ewigen Sieg über Tod und Zerstörung feiert, und mit diesem ewigen, unzerstörbaren Leben, mit dieser Seele der Welt fühlte ich mich Eins und fähig, in diesem Gefühl furchtlos auf den Trümmern einer versinkenden Erde zu stehen.

Im blendenden Feuerglanz hob sich die Sonne am andern Morgen aus dem Meer, und ihre jugendlichen Strahlen fielen auf eine frische, wie neu aufgrünende Erde. Unmöglich konnte ich schon scheiden, und meine Tante ließ sich bereden, mit mir einige Tage in der Stubnitz zu weilen. Der Pfarrherr Willich in Sagard hat nah am Königsstuhl eine einfache Hütte erbauen lassen, die den Reisenden Schutz vor Regen und ein Nachtlager gewährt. Die Frau des am Eingang der Stubnitz wohnenden Jägers besorgte unsere Küche, und ich fühlte mich in diesen einfachen Umgebungen und dem zwanglosen Umgang mit der herrlichen großen Natur heiterer und muthiger, denn lange.

Zwei Tage blieben wir einsam. Am Morgen des dritten ging ich früh mit meiner Tante nach Hertha-Burg. Wir lagerten uns am Ufer des schwarzen See's und ich weckte mit meiner Guitarre und Stimme das schöne Echo des Burgwalls. Ich sang:

„Es sinkt die Nacht, und lichte Morgen gehen
Im Rosenschimmer auf, die Lüfte wehen
Fern aus dem Busen meinen düstern Schmerz.
Die stille Ruhe schwebt zur Seele nieder,
Wohlthätig waltend, ach! beherrscht nun wieder
Der Friede sanft das wellenlose Herz."

Da fiel von der Höhe herab eine Flöte in die Melodie des Gesanges ein und begleitete ihn. Ich endete und eine schöne Tenorstimme sang, uns näher kommend, meine Worte nach. Mit einer dunkeln, durch den Laut der Stimme geweckten Ahnung sah ich dem Sänger entgegen und erkannte schon in der Ferne den Prinzen . . . Sein erster Blick auf uns beflügelte seine Schritte und durch unser Zusammentreffen sichtlich angenehm überrascht, bezeigte er uns seine Freude darüber. „Aufträge seines Hofes," erzählte er, „hätten ihn bei seiner bevorstehenden Rückreise nach Rußland genöthigt, in Berlin zu verweilen, um dort die Wiederkunft eines nach St. Petersburg

gesandten Couriers zu erwarten, und er habe diese Zwischenzeit zu einem Durchflug durch Rügen benutzt, welches er nun schon seit einigen Tagen unter dem Namen Löwenhjelm durchstreife. Potocki sei mit seinem ganzen Gefolge in Berlin zurückgeblieben, und er genieße also ganz allein der doppelten Belohnung seiner Reise, indem ihm zu dem Genuß dieser schönen Gegend auch noch das Glück werde, uns so unvermuthet wieder zu sehen."

Meine Tante antwortete ihm, und ich gewann Zeit, mich zu fassen. Sein Anblick hatte mich erschüttert, seine Anrede mich von dem Minuten langen Traum von der Nähe des Geliebten zu der Wirklichkeit unserer ewigen Trennung in schnellem Uebergang zurückgeführt. Der Prinz bat sich auf den Mittag zu uns zu Gaste, und wir setzten unsern Spatziergang bis dahin gemeinschaftlich fort. Unser Zusammensein wurde durch sein Incognito und die Aermlichkeit unsers sparsamen Mahls zwanglos und vertraulich, und ich scheute es nicht, nach Tisch seine Führerin nach Kleinstubbenkammer zu werden, da er sichtlich darnach strebte, mich allein sprechen zu wollen. In schnellem Uebergange lenkte er nun das Gespräch auf Potocki. „Ich vermisse," sagte er, „meinen

Freund unbeschreiblich auf dieser kleinen Reise und fühle das Unrecht tief, so schöne Stunden ohne ihn zu verleben, der der Erheiterung so sehr bedarf."

Ich warf einen ängstlichen, fragenden Blick auf ihn; er fuhr fort: „Seit einem Jahre hat sich seiner eine Schwermuth bemächtigt, die, trotz seines sorgfältigen Bestrebens, sie zu verbergen, so tief in seiner Seele ruht, daß sie unwillkürlich aus jedem Worte, aus jeder Bewegung hervorleuchtet, und mir in jedem unbewachten Augenblicke das wunde Herz verräth, das er meinen Bitten geheimnißvoll verschließt. Er läugnet mir sein Geheimniß ab, und doch darf ich sein Schweigen keinem Mangel an Vertrauen Schuld geben; denn nie war er liebevoller und hingebender gegen mich, als seit diesem Zeitpunkt. So empfinde ich den Schmerz, den Edelsten, Besten der Menschen vor meinen Augen leiden zu sehen und bei dem innigsten Wunsch, sein Glück mit jedem Opfer zu erkaufen, nicht einmal erfahren zu können, was ihm fehlt."

„O!" sagte ich ihm gerührt, „wie werth zeigt Sie dieser Schmerz des edelsten Freundes!"

„Ich besitze ihn in Potocki, und wenn die

Sprache noch ein vielsagenderes, heiligeres Wort hätte, als den Namen Freund, so würde ich ihn damit nennen. Sie kennen ihn, Fräulein Rosen, und die Achtung, die sie ihm eingeflößt haben, ist mir Bürge Ihres Werths; aber, trotz des feinen Sinnes des edlen Weibes für Männerwerth und Männergröße, möchte ich behaupten, daß Sie Jahre brauchen würden, den ganzen Werth dieses Mannes zu erkennen, in dessen Charakter Licht und Wärme sich im schönsten Verhältniß einen. — — Wie wandelbar auch das Schicksal sei," fuhr er lebhafter ergriffen fort, „die Gewißheit, in ihm einen Schatz zu besitzen, der außer der Gewalt der Zeit und des Zufalls ruht, stählt mich gegen seine Macht."

Tief bewegt, mit Thränen, die sich nicht länger zurückpressen lassen wollten, mußte ich seine Hand fester fassen. „Nehmen Sie meinen Dank, daß Sie mich werth achteten, in das Heiligthum dieser Freundschaft zu blicken! Es soll die reinste Wonne meines Herzens bleiben, zu wissen, daß das schönste Heroenbild der Vorwelt noch im Bilde solcher Freunde unter uns wandelt."

„Ich ahnete es, daß ich hier verstanden werden

mußte! Sie fühlen, was er mir gelten muß; aber weh mir! wenn diese Freundschaft je in furchtbar ernster Gestalt zwischen ihn und sein Glück träte! Allwina, ich möchte Ihnen nicht gern unzart erscheinen; aber als ich heut bei Ihrem Anblick, statt des vor einem Jahre in höchster Fülle der Jugend und blühender Gesundheit strahlenden Mädchens, das Bild einer frommen, blassen Heiligen fand, kehrte mir eine Ahnung wieder, die schon früher mich ergriffen hatte — die, daß Sie mir zu deuten vermögen, was Potocki's Leben verdüstert!"

„Mein theurer Prinz, was soll ich antworten? Ich kann Ihnen nicht unwahr sein; aber lassen Sie mich das Schweigen Ihres Freundes als eine Warnung, als die Regel seiner schönen Seele ehren, die auch mir Gesetz wird."

Er schwieg und ging lange sinnend neben mir. Dann knüpfte er rasch und heiter ein anderes Gespräch an, das die Rückkehr zu meiner Tante belebte und fortspann. Am Abend schied er und den andern Tag kehrten auch wir nach Sagard zurück. Meine Tante war seit der Anwesenheit des Prinzen sehr heiter und auch in meinem Herzen hatte er

neues Leben geweckt. Leise und langsam erhob ich mich, wie eine vom Regen niedergeschlagene Blume sich im freundlichen Sonnenschein aufrichtet, und von namenlosen Hoffnungen zitterte mir die Brust so selig, daß ich vergaß, mich zu fragen, was ich eigentlich hoffe? Holde Träume umgaukelten mich im Schlafe, blieben, wenn ich erwachte, in meinem Herzen, und machten das Halbdunkel der Zukunft noch magischer.

Wittow wurde das letzte Ziel unserer kleinen Reisen. Wir wünschten Kosegarten kennen zu lernen und ihm mündlich für den mannigfachen Genuß dieser Tage zu danken, da seine Schriften zuerst die Aufmerksamkeit auf die schöne Insel gelenkt hatten. Die freundliche Gastfreiheit, die der Charakter seines Hauses ist, lud uns ein, dort einige Tage zu verweilen, und sein Geist, sein Dichtergenius, sein feiner Sinn für das Schöne der Natur und der Kunst gaben jeder mit ihm verlebten Stunde Genuß und Werth. Früher hatte ich den Dichter geliebt, nun lernte ich den Menschen hochachten. Unter der düstern Außenseite, die die Natur und das Schicksal ihm gab, ruht ein Geist voll Anhänglichkeit an das Schöne und Gute, und ein Herz,

zu hell von den Strahlen einer zweiten Welt erleuchtet, als daß ihm nicht die Erde zuweilen finster erscheinen müßte!

Unserer Trennung von Wittow sollte bald der Abschied von Rügen folgen, den jetzt noch Briefe meiner Eltern beschleunigten, welche die dringende Bitte enthielten, unsere Rückreise so einzurichten, daß ich meinen achtzehnten Geburtstag mit ihnen feiern könnte. Meine Mutter schrieb mir: „Du wirst den Zirkel unsers nachbarlichen Umgangs durch einen sehr interessanten Mann vermehrt finden, der seit Kurzem die Baronie D—hoff gekauft hat. Wenn ich mich der Vorliebe erinnere, die Du von jeher für diesen reizenden Ort hattest: so kann ich mich des Wunsches nicht erwehren, daß die Vorsehung ihn bestimmt haben möge, die Wunde Deines Herzens zu heilen. Komm nur; das Uebrige thue dann das Schicksal, das oft die düstere Verworrenheit des Lebens freundlich löset."

„Gute Mutter!" seufzte ich leise, „meine Liebe zu dem Einen muß mir bleiben, und freudig nähre ich die schöne Flamme, in der Herz und Geist sich läutern."

Mit wehmüthigem Dank schied ich von der durch Natur und Menschen mir ewig theuren Insel. „Lebe wohl!“ rief ich, als unser Boot vom Ufer abstieß,

„Mit deinen heiligen Bergen,
Mit deinen rauschenden Hainen,
Mit deinen freundlichen Thälern,
Mit deinen trauten Bewohnern,
Mein holdes, liebliches Rügen,
Lebe wohl!“

Am Vorabend meines Geburtstages erreichten wir R—. Lange, lange hielt mich meine Mutter umschlungen, seit einem Jahre sahen wir uns nicht, und die Spuren der Krankheit auf meinem Gesichte rührten sie tief. Gewaltsam nur schien sie ihren Gefühlen Worte zu versagen. Auch mein Vater bewillkommte mich weicher, feierlicher, als ich es von dem guten, aber strengen Manne gewohnt war. Ich fühlte mich in diesem Empfang von etwas Geheimnißvollem umsponnen, das ich nicht zu enträthseln vermochte. Unsere Unterhaltung war oft abgebrochen, meine Eltern und die Tante wechselten bedeutende Blicke, heimliche Winke; ich fing an, eine Ueberraschung zur Feier des kommenden Tages zu ahnen, da ich es gewohnt war, daß die freundliche

Liebe der Meinigen mir den Tag meiner Geburt festlich vor allen andern heraushob.

Nach Tische eilte ich in den Garten. Ach wie ganz anders war es, als ich im vorjährigen Frühling, Tage lang, voll des ersten Ahnens und Sehnens nach Liebe, in seinen Gehölzen und Gängen umherstrich! Damals hing mein jugendliches Leben voll schwellender Rosenknospen heiterer Freuden; schön blühten sie auf, aber wie bald sanken ihre Blätter und wie tief drückte das Schicksal ihre Dornen in mein Herz! — Die Mitternacht fand mich noch in meiner Lieblingslaube und das erste Morgenroth nahm schon wieder den Schlaf von meinen Augen. Mit ernster Rührung sah ich in die Vergangenheit und mit kindlicher Ergebung in die Zukunft. Meine Seufzer und Wünsche wurden Gebet zu dem, dessen Dasein ich lebendig in meinem Herzen fühlte; vor dem ich voll des Vertrauens, voll des Glaubens wandelte, er sei die unendliche Liebe, und jeder Seufzer seiner Geschöpfe löse sich einst vor ihm in entzückenden Wohlklang des Dankes auf. Heiter ging ich zu meinen Eltern und empfing ihre Glückwünsche. „Ich hatte darauf gerechnet," sagte mein Vater beim Frühstück, „den heutigen Tag recht froh und

einsam unter uns zu verleben; allein eine eben erhaltene Einladung vereitelt diesen Plan und wir müssen zu Mittag nach D—hoff fahren."

Als ich später nach meinem Zimmer zurückging, begleiteten mich Mutter und Tante. Scherzend ordneten sie meinen Anzug, und trotz meines Widerstrebens kam ich glänzend geschmückt aus ihren Händen. Der Wagen fuhr vor, und nach einer Stunde glänzte uns aus den dunkeln Kastaniengängen das hohe, weiße Schloß D—hoff entgegen. Mein Blick fiel auf meine Mutter und Tante, die mir den ganzen Morgen sonderbar bewegt erschienen waren. Jetzt bei diesem Anblick reichten sie sich die Hände, sie lächelten und doch standen Thränen in ihren Augen. Meine Mutter warf die zärtlichsten Blicke auf mich; sie wollte reden — ihre Lippen öffneten sich, aber ein sanftes Weinen unterbrach sie, und mit innigem Ausdruck reichte sie mir die Hand. „Allwina," sagte endlich meine Tante, „Du bist bis heute das beste Kind gewesen; ohne Klage, ohne Seufzer opfertest Du uns Beiden das Glück Deines Herzens: aber der Lohn für Deine kindliche Liebe ist Dir nahe. Bewahre den Muth, den Du für

die Hoffnungslosigkeit hattest, jetzt auch für das Glück!"

Die seligste aller Ahnungen durchflog mich. Ich zog die Hände der beiden Theuren vereint an mein Herz, an meine Lippen; ich wollte fragen — da öffnete sich das Thor. Ein ältlicher Herr empfing uns und bot meiner Mutter und Tante den Arm. An der Hand meines Vaters folgte ich ihnen durch einige reich verzierte Zimmer und trat jetzt in einen zierlich geschmückten Saal, der mir auf allen Seiten in blühenden Blumengewinden meinen Namen wies. Ueberrascht stand ich still. „Ich bin Dir noch ein Angebinde schuldig," sprach mein Vater, „allein dies wirst Du aus einer andern Hand erhalten; wir haben heute nichts für Dich, als unsern besten Segen." Die Flügelthüren des Nebenzimmers sprangen auf — es näherten sich zwei Gestalten: ich erkannte den Prinzen und — o unvergeßlicher Moment, schönste Blüthe meines Erdenlebens! — an seiner Hand war Potocki! — Er war es, er lag zu meinen Füßen, ich las in seinen Augen die süße Trunkenheit der Liebe und des Entzückens. „Nimm sie hin, diese Hand," sagte der Prinz, „ich habe sie für Dich geworben, und mit ihr das Glück, das

die Freundschaft nur zu versüßen, nicht zu gewähren vermag.“

Gustav schloß mich in seine Arme und drückte den Verlobungskuß auf meine Lippen. Dann warf er sich stumm an die Brust des Prinzen, der ihn fest umschloß. Ihre Seelen verstanden sich in dieser Umarmung ohne Worte. Edel dankte Potocki dann meinen Eltern für das Vertrauen, mit dem sie mich ihm übergäben, und diese Stunde wurde ein schönes Fest der heiligsten Empfindungen der Menschheit.

Trompeten und Pauken riefen uns nach dem Speisesaal, wo wir den Adel der umliegenden Gegend versammelt fanden, dem der Prinz Potocki'n als neuen Nachbar, mich als dessen Braut vorstellte. Spät erst erfuhr ich, daß das heutige Fest für Potocki wie für mich eine Ueberraschung war. Die Ahnungen des Prinzen über den Grund der Schwermuth seines Freundes waren ihm auf Stubbenkammer zur Gewißheit geworden. Fest entschlossen, dem Glück dieser Liebe kein Hinderniß zu werden, warb er bei meinen Eltern für den Freund um meine Hand. Der Ankauf der Baronie D—hoff räumte jede Schwierigkeit aus dem Wege. Schriftlich wurde

Alles für die Ueberraschung des heutigen Tages verabredet, und erst eine Stunde vor unserer Ankunft erfuhr Potocki unser Glück.

Der Abend kam und rief uns in den Garten, wo tausend Lampen einen neuen Tag schufen. Unaussprechlich beglückt durchwandelte ich ihn in einer wahrlich überirdischen Stille des Gemüths an Potocki's Hand. Wir erstiegen die Terrasse, die den Garten östlich begrenzt, und die weite Gegend lag, vom Monde erhellt, friedlich und verklärt, wie unser künftiges Leben, vor uns. — Und hier vor dem stillen Nachthimmel und der Sternenschrift dessen, der ihn schuf und auch uns, und der uns den vergänglichen Schmerz gegeben hatte und die ewige Liebe, erneuerten wir das Gelübde ewiger Treue, nicht allein glücklich, sondern auch gut sein zu wollen.

Wenige Wochen darauf feierten wir unsere Verbindung, die mich zur glücklichsten Frau gemacht hat und mit jedem Jahr meinem Gatten neue Rechte auf meine innigste Verehrung und meine unaussprechliche Liebe gibt. Alle Jahre bringen wir einige Zeit in Petersburg bei dem Stifter unsers Glücks zu, und die harmonischen Töne der edlen

Freundschaft beider Männer tönen rein und hell in Beider Seelen fort und werden nie verhallen, weil ihr Ziel Eins ist mit dem Ziel der Menschheit.

Meine Tante lebt bei uns, meine Eltern sind mir nahe, und mein Erstgeborner lallt schon den Namen seines Vaters. Alles, was mich umgibt, ist durch Liebe und Wohlwollen mit mir verknüpft, und jeder Tag bewährt mir die schöne Wahrheit, daß Liebe und Güte unversiegbare Quellen reinen Glücks sind.

Das getheilte Herz.

Eine wahre Erzählung aus ver großen Welt.

J'aime pour vivre et je vis pour aimer.
Julie de l'Espinasse.

Julie de l'Espinasse war das Kind einer geheimen, von dem Gesetz und der Meinung nicht als gültig anerkannten Verbindung. Ihren Vater lernte sie nie kennen; ihre Mutter, Frau von Alban, ließ sie fern von Paris in einem Kloster erziehen. Von der Natur mit jenem Prometheusfunken glühenden Gefühls begabt, der, indem er die Seele läutert, das irdische Leben rasch verzehrt, empfand Julie tief das Unglück, von den Urhebern ihres Daseins verläugnet zu werden. Ihr Charakter war eine bewundernswürdige Mischung von Vernunft und Schwärmerei, von Milde und Gluth, von Besonnenheit und Begeisterung; sie verschmähete es, sobald sie den Kinderjahren entwachsen war, länger von einer Frau, die ihr Mutterliebe und Kindesrecht versagte, Geldunterstützung anzunehmen. Frau von

Deffand nahm sie als Gesellschafterin zu sich und bald wurde sie die Seele des geistreichen Zirkels, den diese kluge, aber herzlose und boshafte Frau um sich zu versammeln wußte.

Vielleicht hat nie eine Frau ein glänzenderes Talent für die gesellige Unterhaltung besessen, als Julie nach dem einstimmigen Zeugniß ihrer Zeitgenossen besaß. Durch ein hingeworfenes Wort, eine Bemerkung, eine Frage verstand sie, das Gespräch fortzuleiten, zu beleben, oder auch ihm eine andere Richtung zu geben. Kein Ideenflug war zu hoch für ihre Fassungsgabe; im ganzen unermeßlichen Reich des Gedankens gab es keinen Gegenstand, für den sie sich nicht interessirte und dem sie nicht eine auch Andre interessirende Ansicht abzugewinnen wußte. Politik, schöne Wissenschaften, Philosophie, Kunst, Tagesneuigkeiten, witzige Einfälle, Anekdoten, heitrer Scherz, Alles gehörte zu dem Gebiet, in dem sie mit eben so viel Geist, als Grazie einheimisch war, und selbst das Unbedeutende erschien, von ihr erzählt oder besprochen, anziehend und geistreich. Mit dem Talent, den Geist Andrer geltend zu machen, verband sie die Blüthe des feinsten Welttons, der anmuthigsten Höflichkeit; aber der eigenthümlichste

Zauber ihres Wesens lag in der Wahrheit des Wohlwollens, mit dem sie Allen entgegen kam, die sich ihr näherten. Dieselbe Flamme, die ihren Geist mit so viel Glanz und Leben durchleuchtete, brannte auch in ihrem Herzen, und diese Fülle der Liebe zog Alles an, was in ihren Kreis trat. Nie hat Jemand mehr Freunde gehabt, als sie, und jeder von diesen war ihr werth, als sei er ihr einziger Freund.

Man muß in der großen Welt leben, um des eignen Talents zur Unterhaltung inne zu werden und es zu entfalten; der Aufenthalt bei Frau von Deffand verschaffte Julien die Gelegenheit dazu, doch die Eifersucht dieser Beschützerin, ihr Neid über die Anerkennung, die Juliens Liebenswürdigkeit bei Allen fand, die ihr Haus besuchten, entzweite die beiden Frauen, und Frau von Deffand forderte, daß Julie sie verlassen solle.

Madame Geoffrin, die Julie kannte und liebte, setzte ihr einen Jahrgehalt von tausend Thalern aus, und dies Einkommen reichte für sie hin, sich eine unabhängige Lage zu sichern, und ihr Haus zum Sammelplatz der besten und geistreichsten Gesellschaft zu machen, der es alle Abende von 6 bis

9 Uhr offen stand. Man fand bei ihr die ausgezeichnetsten Männer jedes Standes, Prinzen, Hofleute, Geistliche, Gelehrte, Dichter und Freunde. Gleichheit des Schicksals und der Verhältnisse hatten Julie mit D'Alembert verbunden; sie lebte mit ihm in einem Hause, doch die Reinheit der wahren, seelenvollen Freundschaft, die Beide an einander knüpfte, wurde selbst in Paris nie von der Verleumdung geschmäht, und Jeder, der, durch D'Alembert's Ruf angezogen, diesen aufzusuchen kam, fand sich durch Julie festgehalten und gefesselt. Die Seele und der Reiz des geselligen Kreises, der sich um sie sammelte, widmete sie sich auch ungetheilt der Verfeinerung und Verschönerung dieses Vereins, und jede andere Neigung, jedes andre Verhältniß wurde von ihr diesem Zweck untergeordnet. Sehr selten besuchte sie das Schauspiel, noch seltener brachte sie auf andre Art einen Abend außerhalb ihres Hauses zu, und wenn einmal eine Ausnahme von dieser Regel Statt fand, war dies eine Begebenheit, von der halb Paris in Voraus unterrichtet wurde.

Diese Lebensweise entsprach nicht Juliens Neigungen, allein durch kein tieferes Interesse angeregt

und beschäftigt, nährte sich ihre Thätigkeit durch einen Erfolg, der ihre Eitelkeit befriedigte, ohne sie beglücken zu können. Es ist immer Schwäche, wenn wir aus Glanzsucht und Menschenfurcht mehr für die fremde Meinung, als für unsre eignen Neigungen leben; Julie fühlte das, allein sie wußte, daß Frau von Deffand auf einen glänzenden Standpunkt in der Gesellschaft großen Werth setzte, und es war Julien wichtig, dieser Frau, von der sie sich gehaßt, verfolgt und gekränkt fühlte, zu beweisen, wie sie, ohne Rang und Vermögen, einzig durch sich selbst, sich dem Dunkel der Vergessenheit und der Vernachlässigung zu entreißen wisse. Sie erfreuete sich der Annehmlichkeit ihrer Lage mit ruhigem Sinn, die Freundschaft gab ihrem Leben Interesse und Reiz, doch um sich glücklich zu fühlen, fehlte ihr das eigenthümliche Element ihres Daseins: hell flammende Begeisterung mächtiger Empfindung.

Von allen Gaben, die der Himmel den Sterblichen verleiht, ist nächst der Weihe des echten Dichtergenius keine seltner, als die Fähigkeit, in heiliger Wahrheit mit Leidenschaft lieben zu können. Sie wird unter Millionen kaum Einem zu Theil und diese Millionen sterben hin, ohne auch nur in der

Ahnung ein Glück begriffen zu haben, das uns hienieden schon alle Wonnen der reinsten und vollkommensten Seligkeit gewähren würde, wenn ihm nicht die Dauer fehlte. Die Menschen glauben zu lieben, weil sie aus Eitelkeit, Schwäche und Bedürfniß sich mit einander verbinden; doch diese kleinlichen Regungen, die sie Liebe nennen, machen das Leben nicht herrlich und den Tod nicht frei. Jede tiefe, wahre Liebe dagegen wird in der Menschenseele zur Offenbarung einer Fülle und Herrlichkeit des Daseins, die wir nicht in unsrer Seele aufzunehmen vermögen, ohne uns zugleich frei zu fühlen, weil in ihr das Geheimniß alles Seins und die Gewißheit der Ewigkeit begründet ist. Gott! wie unermeßlich reich ist das Leben, wenn man liebt und sich geliebt fühlt! In jedem andern Zustand, in jeder andern Gemüthslage lastet unvermeidlich so oft der Druck der Lebensbürde auf uns! Unsre edelsten Fähigkeiten bleiben unentwickelt und ungeübt; wie von einem schweren Traum befangen, fühlen wir unsern Willen mit unsrer Kraft gebunden, und wie reicht dagegen alle Kraft der Jugend und des Herzens, der Seele und des Geistes kaum mehr aus für den Strom von Geist und Empfindung, der uns durch-

fluthet, wenn Welt und Leben sich uns in Liebe offenbaren und verklären!

Julie hatte von der Natur diese Weihe zu großem Unglück empfangen, doch war sie sich ihrer noch nie bewußt geworden. Der Herzog von Vaudrail liebte sie seit mehrern Jahren, und was im Anfang nur flüchtige Neigung gewesen war, hatte allmählig bei ihm die Dauer und den Charakter eines ernsteren Gefühls angenommen, das aber nicht im Herzen seinen Ursprung hatte, sondern einzig in seiner durch ihren Widerstand gereizten Eitelkeit. Julie fand ihn als Gesellschafter liebenswürdig; er gefiel ihr, er beschäftigte sie, ihm verdankte sie es, daß sie die Lücken ihres Daseins nicht schmerzlicher empfand, allein er vermochte so wenig, ihr Herz zu rühren, als zu beglücken. Ihr Verhältniß zu ihm wurde zu einem Wettkampf, wie ihm in der großen Welt so oft männliche Eroberungssucht mit weiblicher Eitelkeit kämpft.

Man sollte glauben, ein solcher Kampf müsse endigen, sobald er in seinem Ursprung und in seinem Zweck den Kämpfenden klar geworden sei; doch zur Beschämung des menschlichen Herzens sieht man oft, daß die Leidenschaft selbst nicht mehr Ausdauer

und Beharrlichkeit zu verleihen vermag, als die Eitelkeit, die noch dazu gemeinhin sinnreicher ist, als die Liebe, um ihren Zweck zu erreichen. Der Herzog brachte es nie dahin, daß Julie eines tugendhaften Entschlusses bedurft hätte, um ihm zu widerstehen, und doch dauerte ihr Verhältniß mehrere Jahre. Oft entzweiten sich Beide, aber sie fanden sich dann nach einiger Zeit, ohne Erklärung und ohne Versöhnung, ganz so traulich wieder zu einander, als sei unter ihnen nie von einem andern Gefühl, als von Freundschaft die Rede gewesen, und die Gewohnheit eines freundlichen Verhältnisses nie gestört worden.

In diesen Verhältnissen lebte Julie, als das Schicksal ihr den Mann vorführte, der sich ihres ganzen Daseins mit dem ersten Blick bemächtigte und dem sie das höchste, das seltenste Glück eines weiblichen Herzens verdanken sollte, das, sich mit dem letzten Schlage ihres Herzens noch sagen zu können, sie habe ihn nie mehr zu lieben vermocht, als er werth gewesen sei, von ihr geliebt zu werden.

An einem Tage, wo Julie versprochen hatte, bei dem Grafen Forbin zu Abend zu essen, fuhr

sie noch vorher zu der durch ihren Briefwechsel mit J. J. Rousseau bekannten Frau von Franqueville. „Schade," rief ihr diese beim Eintreten entgegen, „daß Sie nicht heut Abend bei uns bleiben können, Sie würden den jungen Marquis de Mora, den Sohn des spanischen Gesandten (Graf von Fuentes), kennen lernen, der einer der schönsten und liebenswürdigsten Männer ist, die je in den Zirkeln unsrer Pariser Salons geglänzt haben."

Jeder von den Anwesenden stimmte in das Lob des jungen Spaniers mit ein, und Julie, die, als man ihn meldete, schon im Begriff gewesen war, ihren Besuch zu endigen, verlängerte diesen noch, weil sie dem Wunsch nicht widerstehen konnte, den allgemein gepriesenen Mann zu sehen. Er begrüßte bei seinem Eintritt die Gesellschaft mit dem edelsten Anstand, und nie dünkte es sie einen schöneren Mann, nie einen so geist- und seelenvollen Ausdruck der Züge und des Blickes gesehen zu haben. Es war schon früher im Gespräch erwähnt worden, daß er für den Anbeter der Frau von Poligny, einer der schönsten und gefallsüchtigsten Frauen der Hauptstadt, gelte. Frau von Franqueville fragte ihn, ob er sie im Lauf des Tages gesprochen habe und ob

sie hoffen dürfe, sie noch bei sich zu sehen. Julie beobachtete ihn während dieses Gesprächs, aber sie sah in seinen Zügen nichts von dem helleren Glanz, der sich unwillkürlich über das Gesicht verbreitet, wenn man von dem Gegenstand seiner Liebe redet. Er erzählte, daß er eben im Theater einen Streit mit Frau von Poligny gehabt habe, den er Frau von Franqueville zur Entscheidung vorlegen wolle. Sie habe nämlich behauptet, daß Voltaire die Liebe und ihre Gewalt über Frauenherzen von allen französischen Dichtern am Treffendsten geschildert habe, da er ihm dagegen, gerade in diesem Punkt, Racine weit vorziehe.

„Was sagen Sie dazu?" fragte Frau von Franqueville unsre Julie.

„Ich bin mit dem Herrn Marquis gleicher Meinung," antwortete sie, „und ich glaube, ein einziger Grund ist hinreichend, diese Meinung gültig zu rechtfertigen."

„Wie sehr würde es mich erfreuen," sagte der Marquis lebhaft, „wenn Sie mir diesen Grund mittheilen wollten, um damit den Ausspruch jener Dame bekämpfen zu können, die schon, weil sie

Frau ist, in diesem Punkt gegen mich Recht zu haben glaubt."

„Ich glaube," erwiederte Julie, „daß hier nicht von dem Geist und dem Talent beider Dichter die Rede sein darf; aber Racine hat Demoiselle Champmeslé unaussprechlich geliebt, und Voltaire hat die Liebe als eine glühende, die ganze Seele durchdringende Leidenschaft nie gekannt. Das Herz selbst ist aber reicher, wahrer und erhabener, als es das Talent sein kann, und die Geheimnisse seiner zartesten Wonnen und seiner tiefsten Schmerzen können nur von einem Herzen errathen werden, daß sie selbst zu empfinden vermag."

„O wie wahr ist das!" rief Mora und sein dunkles Feuerauge traf Juliens Blick. „Kommen Sie, Baron," rief er dem Herrn von St. Phar zu, der eben eintrat, „Sie hörten im Theater meinen Streit mit Frau von Poligny und waren bereit, als mein Gegner aufzutreten, allein das, was das Fräulein eben gesagt hat, wird sie eines Bessern belehren."

Julie stand jetzt auf, sich zu entfernen. „Warum geht sie denn schon?" sagte Mora leise zur Frau von Franqueville, „bitten Sie sie doch, län-

ger zu verweilen.“ — „Hören Sie, was der Marquis bittet?“ fragte diese Julien. — „Nein, gnädige Frau, aber ich brauche auch nichts mehr zu hören, um Sie ungern zu verlassen.“ — Abschiednehmend fiel ihr Blick auf Mora; er verneigte sich tief mit dem unverkennbaren Ausdruck des Bedauerns, sie schon scheiden zu sehen, und erkundigte sich, sobald sie sich entfernt hatte, angelegentlich nach ihr. Man nannte ihm ihren Namen, man rühmte ihren Geist, ihre Bildung, ihre Liebenswürdigkeit und wie sie, ohne jung und schön zu sein, doch allen Männern, wie allen Frauen zu gefallen wisse. — „Sie ist freilich nicht schön,“ sagte er lebhaft, „aber sie ist gut gewachsen, sie hat schöne Augen und so beseelte Züge, daß man es beim ersten Blick auf sie erkennt, daß sie kein alltägliches Wesen ist. Was mir aber ganz vorzüglich gefällt, ist, daß sie bei so viel Geist so natürlich geblieben ist.“

Julie kam erst nach neun Uhr zu dem Grafen Forbin, was in der damaligen Zeit ungewöhnlich spät war, und erzählte die Ursache ihres Verzugs. „Ich kenne den Marquis,“ sagte der Graf, „und rühme es an Frau von Poligny, daß sie ihm in dem Roman ihres Lebens eine Rolle zuzutheilen ge=

wußt hat, das ist denn doch ein Anbeter, mit dem man prunken kann! So jung, so schön und doch so edel, so würdevoll in seiner ganzen Erscheinung!"

„Ist er denn wirklich so schön?" fragte der Herzog von Vaudreuil Julie. — „Ich möchte Höheres an ihm rühmen, als seine Gestalt," antwortete sie, „er scheint mir Geist, Anmuth und Gefühl zu besitzen." — „Gestehen Sie es nur," sagte der Herzog, „dieser Spanier hat gewiß einen romanhaften Anstrich, der ihn für Sie so interessant macht." — „Sie haben vielleicht Recht," antwortete Julie lächelnd, „mir ist allerdings noch nie ein Mann vorgekommen, der sich mehr als er zum Helden eines Ritterromans zu eignen scheint."

Dies war der Eindruck, den Beide beim ersten Anblick auf einander gemacht hatten.

Am folgenden Morgen kam St. Phar, den Julie oft sah, zu ihr, sie um die Erlaubniß zu bitten, ihr am Abend Mora vorstellen zu dürfen, und erzählte zugleich viel von dem Werth, den dieser auf die Gewährung seines Wunsches legte. „Es wird mir angenehm sein, ihn zu sehen," antwortete Julie, „allein der Marquis ist noch zu jung, um eine Gesellschaft, wie die unsrige, den rauschen-

den Zerstreuungen vorzuziehen, die Paris ihm so vielfach darbietet, und ich rechne darauf, daß er nur wenig einzelne Augenblicke für uns übrig haben wird."
— „Er ist nur den Jahren nach jung," erwiederte St. Phar, „das Leben hat sehr ernste Erfahrungen für ihn in einem kurzen Zeitraum zusammengedrängt; er hat schon als Obrist eines Cavallerieregiments einige Feldzüge mitgemacht, auf seinen Reisen die vorzüglichsten Höfe Europa's besucht, und alle Freuden wie alle Schmerzen der Jugend tief und leidenschaftlich empfunden. Vielleicht gibt es wenig Männer von vierzig Jahren, die ein so reiches Leben gelebt haben, als es das seine schon im vierundzwanzigsten ist.

Am Abend kam Mora; Julie stellte ihn D'Alembert vor; er redete viel mit diesem, und so verbindlich und hochachtungsvoll auch sein Betragen gegen Julie war, so schien es ihm doch am Meisten darum zu thun, sich das Wohlwollen ihres berühmten Freundes zu erwerben. Nach und nach fanden sich mehrere Personen ein; die Unterhaltung wurde geistvoll und bedeutend. Man sprach von Rußland, und der Herzog, der es wußte, daß Mora zur Zeit der Revolution, welche Katharina die Zweite auf den

russischen Thron setzte, in Petersburg gewesen war, bat ihn um Mittheilung der genaueren Umstände einer Begebenheit, die damals ganz Europa beschäftigte. Mora warf einen Blick auf Julie. „Wie vermöchte ich es,“ sagte er einfach und bescheiden, „in einem Kreise zu reden, wo das Zuhören für mich so unbeschreiblichen Reiz und die Unterhaltung einen Zauber hat, von dem ich fühle, daß er selbst in Paris einzig genannt werden muß. Lassen Sie mich in der Rolle des Zuhörers bleiben, ich bitte innig darum.“ Man drang aber in ihn und er achtete Juliens Wunsch, sobald sie ihn ausgesprochen hatte, als einen Befehl. Mit eben so viel Geist als Klarheit entwarf er nun ein Gemälde des russischen Hofes, und zeichnete in einigen Meisterzügen treffend den Charakter der Hauptpersonen. Nie hatte er besser erzählt, als in diesem Kreise, wo es sich so sehr belohnte, geistreich und angenehm zu sein, und wo ihm die ausgezeichnetsten Menschen mit eben so viel Vergnügen als Theilnahme zuhörten.

Als er von Julien Abschied nahm, bat er sie um Vergünstigung, die verlorene Zeit durch seine öfteren Besuche einholen zu dürfen, weil er sich sonst nicht würde trösten können, schon vier Monate in

Paris zugebracht zu haben, ohne sie kennen zu lernen. „Gern," antwortete sie, „aber Sie leben in der großen Welt und für die große Welt, und da weiß ich im Voraus, daß Ihr heutiger Besuch mir das Bedauern zurücklassen wird, Sie künftig doch gewiß nur selten bei mir zu sehen." — „Wie unaussprechlich gütig sind Sie," rief er, „aber ich versichere Ihnen," fügte er leiser hinzu, „daß diese gepriesenen Ergötzlichkeiten von heute an nicht mehr die Macht haben werden, mich zu zerstreuen."

Alle Anwesenden vereinigten sich nach seiner Entfernung in dem Urtheil, nie bei einem jungen Mann mit so viel Liebenswürdigkeit so viel Adel vereint gesehen zu haben. Julie wußte ihnen ihr Urtheil Dank, doch vorzüglich mit dem Gedanken beschäftigt, daß Mora's Verhältniß zur Frau von Poligny ihn abhalten werde, oft zu ihr zu kommen, fragte sie den Herzog, der neben ihr saß, leise, ob er diese Frau der Liebe des Marquis werth halte. — „Keineswegs," antwortete er; „aber sie ist hübsch und in der Mode, und mehr bedarf es nicht, um einem jungen Manne den Kopf zu verrücken." — „Sie halten ihn also für sehr eitel?" — „Nein, ich glaube nur, daß es für einen Mann seines Al-

ters keiner weitern Rechtfertigung bedarf, wenn er der Anbeter der Frau von Poligny ist." — „Nun ja, ihr Anbeter mag er sein, aber nach dem, was ich von ihr höre, kann ich sie nicht von ihm geliebt glauben." — „Er braucht ihr freilich nicht gerade leidenschaftlich ergeben zu sein, allein ich halte ihn auch für zu welterfahren, um aus jedem hübschen Verhältniß einen Herzensroman machen zu wollen. Sie, meine liebenswürdige Freundin, sind nicht mit ihrer eigenen idealen Ansicht der Liebe zufrieden, Sie wollen auch alle Menschen, die Ihnen gefallen und Ihnen bedeutend erscheinen, auf denselben Ton gestimmt sehen, und doch werden Sie in der wirklichen Welt selten eine Frau und nie einen Mann finden, dem auf die Dauer mit der Liebe, als einer hochfliegenden Begeisterung, gedient wäre. Sie sind jung, aber doch nicht mehr jung genug, um von Idealen und Illusionen leben zu dürfen; früher oder später werden Sie dafür gestraft und ich dann gerächt werden." — „Es liegt vielleicht etwas Wahres in dem, was Sie sagen," antwortete Julie ernst, „aber doch ist Ihre Prophezeiung eben so lieblos, als unbescheiden. Ich habe ja auf die Ehre, Ihnen zu gefallen, nie Anspruch gemacht, und Sie können

daher auch kein Recht auf meine Dankbarkeit dafür haben.“

Der Herzog fühlte durch diese Antwort seine Empfindlichkeit gereizt; er stand auf, um sich zu entfernen; die übrige Gesellschaft folgte ihm und Julie blieb mit D'Alembert allein. Dieser redete mit großer Theilnahme von dem Marquis, und freuete sich darauf, ihn künftig oft zu sehen. „Rechnen Sie nicht darauf,“ sagte sie ihm, „er ist ja in Frau von Poligny verliebt, und da wird es ihn mehr interessiren, sie zu sehen und sie in Gesellschaft zu begleiten, als hier bei uns seine Abende zuzubringen.“ — „Er scheint mir nicht der Mann zu sein,“ antwortete D'Alembert, „den eine Frau, die schon zehn Liebhaber gehabt hat, ernstlich zu beschäftigen vermag. Sie ist schön und jung, und das verfehlt auf einen jungen Mann des Eindruckes nicht, aber sie ist eitel, gefallsüchtig, ohne Herz, ohne Seele, und solche Frauen erobern nur, doch sie fesseln nicht.“

Nie hatte Julie ihrem Freund mit mehr Herzlichkeit gute Nacht gesagt, als an diesem Abend, wo, ohne daß sie es wußte, ihr Ton den Ausdruck von Dank und Vergnügen hatte, da sie es that.

Als sie am Morgen erwachte, war Mora ihr erster Gedanke; sie beschäftigte sich mit dem, was sie ihm, wenn er wieder komme, sagen wollte; ihr lagen hundert Fragen im Sinne, die sie ihm vorzulegen wünschte; seine Beschäftigungen, seine Lebenspläne, seine Liebhabereien, seine gesellschaftlichen Verhältnisse, Alles dieses hatte schon ein Recht auf ihre Theilnahme gewonnen. Vorzüglich aber interessirte es sie, über die Natur seines Verhältnisses zu Frau von Poligny Aufschluß zu erhalten; es schien ihr unmöglich, daß er, dem Modeton huldigend, so leichthin zu liebeln vermöge; so wie sie sein Bild aufgefaßt, so wie es sich ihrer Seele eingedrückt hatte, mußte die Liebe für ihn ein ernstes, Leben und Glück umfassendes Gefühl sein, und was sie am ersten Abend ihrer Bekanntschaft für Kaltsinn im Bezug auf Frau von Poligny genommen hatte, erschien ihr nun, als Selbstbeherrschung, darauf berechnet, jeden Argwohn über sein Verhältniß zu ihr zu verhüten. Doch führte dieser Gang ihrer Gedanken sie nicht zu der Selbsterkenntniß, daß er für sie schon aus der Reihe aller ihrer anderen Bekannten herausgetreten war, und daß 24 Stunden hingereicht hatten, ihre Seele mit regerem Leben und höherer Theil-

nahme zu erfüllen, als je irgend ein ihr befreundetes Wesen in ihr erweckt hatte."

Sie saß noch an ihrem Putztisch, als Mora ihr ein Buch sandte, das sie am vorigen Abend gern lesen zu wollen geäußert hatte, und das, wie er durch seinen Diener sagen ließ, er selbst zu überbringen Willens gewesen war; doch hierin durch Besuche und Geschäfte verhindert, ließ er fragen, ob sie am folgenden Tage zu Hause sein werde. Wie froh, wie schnell flog die bejahende Antwort von Juliens Lippen!

Sie sah am Abend viele Menschen bei sich, und redete mit allen von Mora, weil es ihr natürlich schien, sich bei Allen zu erkundigen, ob man einen ausgezeichneteren jungen Mann sehen könne. „Wahrscheinlich werden Sie ihn heut Abend hier sehen," sagte der Herzog zu Marmontel, der den Wunsch, ihn kennen zu lernen, sehr lebhaft aussprach. „Nein," fiel Julie ein, „er wird heut Abend nicht kommen." — „Woher glauben Sie das?" fragte der Herzog. „Wir sind gestern so liebenswürdig gewesen, wir haben unsere Freude über seine Bekanntschaft so unverstellt ausgedrückt, daß wir gar nicht auf Sie und den Eindruck, den

Sie auf ihn gemacht haben, zu rechnen brauchen, um darauf zu hoffen, ihn hier zu sehen.“ — „Er hat mir aber sagen lassen, daß er nicht kommen kann.“ — „Das beweiset also doch, daß er den Vorsatz und den Wunsch hatte, zu kommen.“ — „Die Schlußfolge ist vielleicht nicht ganz richtig,“ sagte Julie, „aber ich wünschte, daß sie es wäre.“

„Ich kann ihre Richtigkeit verbürgen,“ sagte St. Phar, „ich komme eben von dem Marquis und habe ihn trostlos gefunden, heute nicht kommen zu können. Er kennt, wie er sagt, nichts in Paris, was ihn für den Verlust eines in diesem Kreise zugebrachten Abends schadlos zu halten vermöchte.“ — „Nun!“ rief der Herzog triumphirend. — Julie machte lächelnd aus ihrer Antwort einen heitern Scherz, aber ein geheimnißvolles, unaussprechliches Gefühl des Glückes durchdrang ihre Seele.

Am Nachmittag des folgendes Tages kam Mora schon um 5 Uhr. „Verzeihung,“ sagte er, „wenn ich zu einer Ihnen vielleicht unpaßlichen Stunde erscheine, aber ich habe nur die Sehnsucht, Sie wieder zu sehen, um Rath gefragt. Um sieben Uhr habe ich Geschäfte, die mich für den ganzen Abend in Anspruch nehmen.“ — „Ihr Besuch,“

antwortete Julie, „ist mir zu jeder Stunde angenehm, allein ich glaube mich verpflichtet, Ihnen zu sagen, daß Sie, wenn Sie um diese Zeit kommen, Gefahr laufen sich zu langweilen, da ich dann häufig allein bin.“ — „Ich werde nicht so linkisch sein, Sie darüber beruhigen zu wollen, doch aus innigstem Herzensgrund will ich Ihnen für die Nachricht danken, daß Sie zuweilen um diese Zeit allein sind.“ — „Sehr verbindlich; bedenken Sie aber, daß Sie, wie Sie eben noch selbst erwähnten, nicht Herr über die Anwendung Ihrer Zeit sind.“ — „Aber ich habe nicht alle Tage Geschäfte, die mich binden. Heute z. B. muß ich um sieben Uhr zu meinem Notarius gehen, und ich thue es gern, weil es zum letzten Mal geschieht.“ — „Sollten denn nur Geschäfte Ihre Zeit in Anspruch nehmen?“ — „Wenigstens sind Sie es allein, die mich seit meinem Hiersein in der Freiheit, sie anzuwenden, beschränkt haben.“ — „Diese Aeußerung überrascht mich; aber es ist wahr, zu dem, was man aus Wahl und Neigung thut, fühlt man sich hingezogen, und es ist dabei von keinem Opfer, keiner Beschränkung der Freiheit die Rede.“ — „Ach, mein Fräulein, wenn ich mir mit der Hoffnung schmeicheln

dürfte, von Ihnen bei näherer Bekanntschaft Ihrer Freundschaft werth gefunden zu werden, so würde ich Ihnen das, was Sie mir zu verstehen geben, sehr aufrichtig beantworten; doch ich fühle, daß ich es nicht wagen darf, Sie mit mir beschäftigen zu wollen. Ihrem Leben fehlt ja kein Interesse, das die Seele zu beglücken vermag. Sie sind geschaffen, Allen, die Sie kennen, die allerinnigste Theilnahme einzuflößen, auch da, wo Sie sie nicht erwiedern." — „Ja," sagte Julie bewegt, „ich weiß Freundschaft zu würdigen und zu empfinden; aber sie hat mir keinen Glauben an irdisches Glück gegeben." — „Und ich kenne hienieden nur Unglück und Hoffnungslosigkeit; sie sind mein Loos, und Alles, was man in solcher Lage unternimmt, sich zu zerstreuen, ist nicht blos vergeblich, sondern auch gefährlich; das, was gleichgültige Menschen uns als Glück anpreisen, ist dann nur ein Zuwachs von Pein und Qual für den Unglücklichen, dessen äußere Verhältnisse ihn vielleicht für Manchen zum Gegenstand des Neides macht. Verzeihung aber für dies Geständniß; es ist ein Beweis von Vertrauen, der mich selbst eben so überrascht, wie Sie es nur immer dadurch sein können. Es muß Ihnen auf die überzeugendste Art

beweisen, welche Meinung ich von Ihnen habe, und welchen Zauber Sie über mich üben." — „Ich bin Ihnen dankbar dafür, aber es thut mir wehe, daß es mir den Anlaß gibt, mich in schmerzvoller Theilnahme mit Ihnen zu beschäftigen. Sie fühlen sich unglücklich! Sie leiden! Sie sind trostlos! Ich werde oft daran denken, aber ich darf es mir nicht erlauben, Ihnen die Frage vorzulegen, die meine Theilnahme gern beantwortet hörte." — „Wenn Sie nicht glauben, mir unbedenklich jede Frage vorlegen zu können, habe ich freilich zu viel gesagt."

Hier trat D'Alembert mit noch einigen Bekannten ein, und die Unterhaltung ward allgemein. Julie wandte sich im Verlauf derselben zu D'Alembert, und sagte ihm, daß er Herrn von Mora abhalte, zu seinem Notarius zu gehen. „Es ist schon nach sieben Uhr," fuhr sie, sich zu dem Marquis wendend, fort, „und die bestimmte Stunde vorüber. Sollte sie nun ganz verfehlt sein, so würde es mich um so mehr freuen, da ich uneigennützig genug gewesen bin, Sie daran erinnert zu haben, und mich dann vielleicht durch Ihr längeres Verweilen belohnt finden würde." — „So viel Güte heischt meinen innigsten Dank, aber ich muß scheiden; man wird

mich schelten, da ich schon seit länger, denn einer Stunde erwartet worden bin, doch wird man es nicht dahin bringen, mich diese Verspätung bereuen zu machen." — „Ich lasse alle diese schönen Worte unbeantwortet, allein ich erlaube mir eine Frage." — Hier lächelte Mora. — „Nein, nein," fuhr Julie fort, „meine Frage gehört nicht zu denen, die ich selbst für indiscret erklärt habe, ich wünsche nur zu wissen, ob ich Sie morgen wiedersehen werde?" — „Morgen ist Freitag, da gibt es Oper, Besuche, eine große Mittagsgesellschaft und noch hundert andere Dinge der Art, die ich nie so unausstehlich gefunden habe, als eben jetzt. Glauben Sie wenigstens, daß ich mich unglücklich fühlen werde, wenn es mir nicht gelingt, mich von ihnen frei zu machen, und," setzte er leiser hinzu, „Sie sind zuweilen um fünf Uhr allein; dies Wort nehme ich mit mir hinweg und werde im Lauf dieses traurigen Abends oft daran denken." — „Warum nennen Sie den Abend traurig?" — „Ach, sind es nicht alle meine Abende? Doch ich vergesse von Neuem, daß man mich erwartet."

Von jetzt an kam er täglich zu Julien; der Beifall, den er bei ihren Freunden fand, stieg mit

jedem Tage, und nie waren ihr die Menschen, mit denen sie lebte, liebenswürdiger und anziehender erschienen, als sie sie jetzt fand, wenn sie ihn lobten. Ganz Paris war aber auch von ihm bezaubert; in allen Zirkeln sprach man nur von dem schönen, geistvollen, ritterlich gesinnten Spanier und Alles drängte sich zu Julien, um ihn bei ihr zu sehen, zu hören und zu bewundern. Sie machte ihn eines Tages aufmerksam darauf. „Die Unglücklichen," antwortete er ihr bewegt, „bedürfen eines Lobes nicht; der Beifall der Welt drückt sie, statt sie zu berauschen. Glauben Sie denn, daß eine tieferschütterte Seele noch für die kleinlichen Freuden der Eitelkeit Sinn haben kann? Ich gestehe Ihnen offen, daß ich einen tödtlichen Widerwillen dagegen empfinde, und daß es mich schmerzlich demüthigt, wenn Sie zu glauben scheinen, daß ich Gefallen daran finden könnte. Verzeihen Sie mir dies freimüthige Geständniß; aber ich kann Ihnen gegenüber nur ganz wahr sein, da es mir zum dringendsten Bedürfniß geworden ist, Sie in meiner Seele lesen zu lassen, und mich von ihnen gekannt zu fühlen, wie ich wirklich bin."

„Wie kann nur ein Herz, voll von allen

Schmerzen einer unglücklichen Liebe," fragte Julie, „noch mit der Fähigkeit auch die Freiheit bewahren, sich für eine so neue Bekanntschaft interessiren zu können, als ich es Ihnen bin?"

„Sie betrüben mich, wenn Sie mich daran erinnern, daß unsere Freundschaft sich erst seit Tagen begründet hat. Das Wort Freundschaft erscheint Ihnen als Bezeichnung unsers Verhältnisses vielleicht zu kühn, aber es ist meiner Lippe nicht unbedacht entflohen; mein Herz hat es gewählt und wagt es, auf Ihre Billigung desselben zu hoffen. Sie haben gelesen, was Montaigne über die Freundschaft sagt; sie ist, wie jede wahre Liebe, stets die Blüthe Eines Augenblicks; wir werden uns durch die Zeit und mit der Zeit ihres Glücks mehr bewußt, aber ihre Kraft wird durch sie nicht mehr verstärkt. Sein Sie also nicht so grausam, mir zu sagen, daß ich erst seit kurzer Zeit so glücklich bin, Sie zu kennen; lassen Sie mich Sie lieber fragen, warum Sie voraussetzen, daß mein Unglück mir den Sinn für Freundschaft geraubt haben soll? Bedarf man nicht, wenn man leidet, am meisten ihres sanften, mildernden Trostes? Ich fühle aber wohl, daß ich auf keine Erwiederung des Gefühls, das Sie

mir einflößen, Anspruch machen darf. Sie sind glücklich; jeder Wunsch Ihrer schönen Seele ist befriedigt, und in solcher Stimmung muß Ihnen jedes neue Bündniß lästig werden; mein Vertrauen würde Ihnen drückend werden und ich sollte mir aus Rücksicht auf Sie stündlich wiederholen, was Sie mir eben sagten, daß ich für Sie nur ein neuer Bekannter und also keineswegs berechtigt bin, Trost bei Ihnen zu suchen. Es ist ja schon sehr viel, mich Ihres Umgang und dieses süßen Zaubers Ihres Geistes und Ihrer Unterhaltung erfreuen zu dürfen. Ach, hätte ich Sie doch gleich bei meiner Ankunft in Paris kennen gelernt! Wie vielen Kummer würde mir dies erspart haben, wenn ich auch nicht des Glückes gedenke, dessen es mich theilhaftig gemacht hätte!"

„Sie sagen mir so Vieles," antwortete Julie, „was einer Erklärung bedarf, daß ich meines früheren Vorsatzes, Ihnen nie eine Frage zur genaueren Erforschung Ihres Schicksals vorlegen zu wollen, ungeachtet, mich jetzt doch hingerissen fühle, es zu thun. Wozu bedürfen Sie, von Frau von Poligny geliebt, noch des Trostes, den Sie von meiner Freundschaft

erwarten und mir zutrauen, Ihnen gewähren zu können?"

„Alles, was sich in meinem Herzen auf Sie und Ihre Freundschaft bezieht," sagte er lebhaft, „kann nichts mit jener Frau gemein haben, die so himmelweit von Ihnen verschieden ist. Sein Sie überzeugt, daß das, was Sie die Liebe der Frau von Poligny zu nennen belieben, nichts zu meinem Glück beizutragen vermöchte, wenn ich sie besäße, und daß ein Gefühl dieser Art, welches man nicht zu theilen und zu erwiedern vermag, Einem nur unerträglich langweilig und lästig sein kann."

„Ich begreife Sie jetzt weniger denn je. Sie haben mir wiederholt gesagt, daß Sie unglücklich und trostbedürftig sind, und daß eine Ihre Seele tief erschütternde Leidenschaft die Quelle Ihrer Leiden ist — nun ist aber Ihre Liebe zu Frau von Poligny kein Geheimniß, ganz Paris weiß darum, muß ich da nicht an Ihnen irre werden und Ihre Wahrhaftigkeit in Zweifel ziehen? Oder fordern Sie vielleicht, daß ich Sie nur anhören soll, ohne aus dem, was Sie mir sagen, Folgerungen zu ziehen, die Ihnen nicht blos mißfallen, sondern die Sie, was noch schlimmer ist, auch in Verlegenheit setzen?"

„Nie wird mich eine Frage, die ich als einen Beweis Ihrer Theilnahme ansehen kann, in Verlegenheit setzen, und Sie können mir keine vorlegen, auf die ich nicht ganz aufrichtig aus Herzensgrunde zu antworten bereit bin. Jetzt muß ich aber leider scheiden. Sie werden sehnlich erwartet, und wenn der Herzog wüßte, daß ich ihm das Glück entzogen habe, Sie eine Stunde früher zu sehen, so würde er es bereuen, sich bis jetzt so gütig gegen mich gezeigt zu haben. Er ist sehr liebenswürdig, aber er ist auch noch um Vieles glücklicher, als er liebenswürdig ist."

Er sagte diese letzten Worte, indem er Julien zu ihrem Wagen führte. „Ja," antwortete sie, „der Herzog ist liebenswürdig und glücklich, aber nicht Alle würden es an seiner Stelle sein. Adieu, wann sehen wir uns wieder?" — „Morgen, mein Fräulein, und was gäbe ich darum, daß es schon morgen wäre!"

Von dieser Unterredung an begründete sich zwischen Beiden von Tag zu Tag jenes zarte, süße Einverständniß fester, welches in der zahlreichsten Gesellschaft die Mittel zu finden weiß, nur für den geliebten Gegenstand anwesend, nur mit ihm be-

schäftigt zu sein, indem man es für Alle und mit Allem zu sein scheint. Unwillkürlich diente ihnen jede Unterredung dazu, sich gegenseitig ihre innerste Gesinnung auszusprechen und diese Art der Mittheilung war für Beide so anziehend und so verständlich, daß sie im einsamen Zweigespräch sich nie so klar auszusprechen wagten, als in diesem vor und mit Andern geführten Unterredungen. Je inniger sich aber Mora zu Julie hingezogen fühlte, desto weniger empfand er das Verlangen, mit ihr von seiner Vergangenheit zu reden. „Sie wollen mich," sagte er ihr, als sie an einem Nachmittag, wo er sie allein traf, das Gespräch darauf zu lenken suchte, „dahin bringen, mit Ihnen von mir selbst zu sprechen, um mir dadurch die Freiheit zu rauben, von Ihnen zu reden, mich dünkt aber, Sie müssen mich schon so genau kennen, daß es durchaus überflüssig ist, Ihnen noch irgend etwas von mir zu erzählen. Werde ich Sie aber je ganz kennen lernen? Werde ich es je wagen dürfen, Sie zu fragen, ob Ihr Herz nie das Bedürfniß empfinden wird, dem Freunde seine Geheimnisse anzuvertrauen?"

„Und warum nicht?" fragte Julie, „warum sollte Ihr Vertrauen nicht die Erwiederung bei mir finden, die es zu finden verdient?" — „Weil es

für den Unglücklichen eine Erleichterung ist, sein Herz auszuschütten, aber die Blüthe des süßesten Glückes ist oft so zart, daß wir sie verduften zu sehen fürchten, wenn sie an das Tageslicht gezogen wird; man bedarf dafür keines Zeugen, keines Vertrauten, und daher glaube ich mich bestimmt, Ihnen Alles mitzutheilen, was ich empfinde, ohne je von Ihnen ein Gleiches hoffen zu dürfen."

„Machen Sie den Versuch," sagte Julie lächelnd, „es ist erst fünf Uhr und wir sind also noch eine Stunde vor Besuchen sicher."

In diesem Augenblick öffnete sich aber die Thür und der Herzog trat ein. „Sie erwarteten ihn nicht?" fragte Mora leise, indem er aufstand, sich zu entfernen. Zum ersten Mal fühlte sich Julie dem Herzog gegenüber verlegen; sie wollte scherzen, als sie sich mit ihm allein sah, doch sie fühlte, daß es ihr nicht gelang. Auch er schwieg einige Augenblicke. — „Wie kommt es," fragte er endlich, „daß ich Sie noch allein finde?" — „Es ist fünf Uhr und Sie wissen, daß ich in der Regel erst um sechs Uhr Besuche annehme." — „Soll das heißen, daß ich Ihnen zur ungelegenen Stunde gekommen bin?" fragte er gereizt. — „Ich habe mich noch nie eines

Umweges bedient, um Ihnen zu sagen, was ich denke." — „Auch ich thue das nicht, und so muß ich Ihnen denn auch freimüthig gestehen, daß Ihr häufiger Umgang mit Herrn von Mora Ihnen in Frau von Poligny eine gefährliche Feindin erweckt." — „Sie hat gewiß zu viel Verstand dazu und sie erzeigen ihr durch diesen Verdacht zu wenig Ehre und mir zu viel. Sie liebt, sie wird geliebt, sie ist eine der schönsten Frauen in Paris, Sie selbst haben mir gesagt, sie sei liebenswürdig, ich bin überzeugt, daß sie auch eitel und daher auch sehr sicher und sehr ruhig über das Gefühl ist, das sie einflößt." — „Sie sind zu bescheiden," sagte er streng, „es ist nichts natürlicher, als daß sie auf Sie eifersüchtig geworden ist." — „Und ich kann Ihnen nur wiederholen, daß ich dies in keiner Art wahrscheinlich finde, und daß ich, ohne zu eitel und ohne zu bescheiden zu sein, durchaus nicht fürchte, sie zu meiner Feindin gemacht zu haben." — „Leider!" sagte er bewegt, „weiß ich, daß Sie es nicht scheuen, ein liebendes Herz zu beunruhigen und zu betrüben; aber wenn Sie, auch ohne selbst zu lieben, sich nur daran erinnern wollten, wie Sie geliebt werden, so würden Sie gewiß behutsamer in Ihrem Betragen

sein.“ — „Das klingt ja sehr ernsthaft,“ antwortete Julie, „allein ich kann nicht glauben, daß Sie im Ernste fürchten können, Andere sich vorgezogen zu sehen. Wissen Sie nicht, daß Sie liebenswürdig genug sind, denen stets zu gefallen, denen Sie einmal gefallen haben? Lassen Sie sich und auch mir mehr Gerechtigkeit widerfahren. Die Vergangenheit, die schon für unsere Freundschaft so manches Jahr in sich faßt, verbürgt Ihnen die Zukunft. Ich werde nie die Ihrige werden, aber auch nie das Eigenthum eines Andern sein, und wenn es einer Bürgschaft für die Festigkeit meines Willens und meiner Grundsätze bedürfte, so würden Sie selbst sie am Besten leisten können.“ — „Meine Ruhe hängt davon ab, dies zu glauben,“ sagte er sanfter, „ich werde nie einen Beweis bereuen, den ich Ihnen von der Treue und der Zärtlichkeit meiner Liebe gegeben habe, aber, glauben Sie mir, Ihr Betragen gegen mich ist ohne Beispiel und wenig Männer würden es erdulden, ohne ihre Liebe in Haß verwandelt zu fühlen. Hätte ich Sie nur einmal dahin bringen können, mich zu mißhandeln, mich zu hassen und Sie zornig und aufgebracht zu sehen. Ihre Ruhe, Ihre Freundlichkeit ist es, die mich

zur Verzweiflung bringt. In diesen Tagen muß ich verreisen, ich werde ein Vierteljahr abwesend bleiben, und ich weiß es zu meiner Pein, ich finde Sie unverändert freundlich, wohlwollend, und doch unerbittlich wieder." — „Daß Sie mir aus der Beständigkeit meiner Freundschaft für Sie einen Vorwurf machen, ist eben so neu, als spaßhaft, aber wir wollen uns darüber nicht zanken. Es ist schrecklich langweilig, sich rechtfertigen zu sollen, wenn unser ganzes Unrecht darin besteht, daß wir uns einem Mann gegenüber vor Reue und Selbstvorwürfen zu schützen verstehen." — „Ach! das klingt nach Moral, nach erhabenen Grundsätzen, und davor ergreife ich die Flucht." — „Ich sehe Sie doch noch vor Ihrer Abreise?" — „Oefter noch, als es Ihnen vielleicht lieb sein wird. Zu meinem Unglück ist es mir zum Lebensbedürfniß geworden, Sie täglich zu sehen, aber ich kann es nicht ändern, ich kann und mag nicht leben ohne Sie. Adieu, geliebte Julie, Adieu!"

Es that Julien wohl, sich allein zu sehen. Mora's schnelle Entfernung beim Eintritt des Herzogs beschäftigte sie, da er doch vorher entschlossen gewesen war, den Abend bei ihr zuzubringen. Sie

sah es ein, daß er zwischen ihr und dem Herzog ein näheres Herzensverhältniß voraussetzte, und so wichtig es ihr schien, ihn aus diesem Irrthum zu ziehen, so fühlte sie doch auch, wie behulsam sie dabei verfahren müsse. Das Geständniß, ihr Herz sei frei, konnte von ihm für einen Zug von Gefallsucht, oder auch für ein aufmunterndes Entgegenkommen genommen werden und beides war ihr gleich drückend. Und dann, fühlte sie gleich, daß er Frau von Poligny nicht wahrhaft liebte, so wußte sie doch nicht, auf welchem Fuß er eigentlich mit ihr stand. In den ersten Tagen ihrer Bekanntschaft hatte er ihr vertraut, daß er der Raub einer hoffnungslosen Leidenschaft sei; freilich war, seitdem er sie täglich sah, nicht mehr die Rede von der schwermuthsvollen Stimmung, die er zuerst gezeigt hatte; er war jetzt lebhaft, heiter, er wollte gefallen, und dies verbürgte Julien, daß er sich nicht mehr hoffnungslos unglücklich fühlte. Sie faßte aber doch den festen Entschluß, ihm über ihre Verhältnisse nicht eher Aufklärung zu geben, als bis sie von den seinigen genau unterrichtet wäre.

Man glaube nicht, daß sie sich eines Zweckes, eines Glückes, das sie erstreben könne, klar bewußt

war. Gestand sie es sich doch noch nicht, daß sie Mora liebe, und fern lag ihrer Seele die Hoffnung, daß er sie liebe, sie lieben könne. Eine milde Dämmerung hüllte alle ihre Gedanken und Empfindungen ein; sie glaubte nur, die Voraussetzung eines nähern Herzensverhältnisses zwischen ihr und dem Herzog könne ihr in Mora's Achtung schaden und dieser Gedanke reichte hin, ihr eine Liebe zu verleiden, die sie sich bis jetzt hatte gefallen lassen; sie wünschte den Augenblick seiner Abreise inniger herbei, als sie je, bei früheren Trennungen, den seiner Rückkehr ersehnt hatte.

Voll angenehmer Unruhe erwartete sie am nächsten Abend Mora. Sie hatte ihn beim Scheiden nicht gefragt, ob er kommen werde, allein diese Frage war ja auch seit lange überflüssig geworden; ihr war aber, als wenn sie höheren Werth denn je darauf setze, ihn an diesem Tage zu sehen, als müsse sein Blick, sein Ton sie zu einer neuen, wichtigen Entdeckung führen. Sie aß zum Mittag außer dem Hause und nichts schien ihr wichtiger, als die Nothwendigkeit, noch vor 5 Uhr heim zu kehren, da es doch möglich war, daß er schon um diese Stunde kam. Es schlug 5 Uhr — er kam nicht; es schlug

6, es schlug 7 Uhr und er war noch nicht da. So oft Jemand an der Klingel des Vorzimmers zog, schlug ihr Herz schneller, sie wechselte die Farbe und wenn nun der Ankommende erschien, und Er, der Ersehnte, Er, den sie allein erwartete, für den allein sie da zu sein wünschte, war es nicht, goß sich ein schmerzlicher Schrecken fröstelnd durch ihre Adern. Vielleicht gibt es keine fühlende Frau, deren Leben nicht durch solche Stunden und Minuten der Erwartung um Jahre verkürzt worden ist.

Mit der peinlichsten Anstrengung bemühte sie sich, die Gesellschaft, wie gewöhnlich, zu unterhalten, doch unwillkürlich versank sie in einen Tiefsinn, der nicht unbemerkt bleiben konnte. Man fragte, ob sie krank sei? sie bejahete es, und wirklich schlug auch ihr Herz so gewaltig, daß sie kaum zu reden vermochte. Allein da sie zugleich versicherte, daß Schweigen und Zuhören ihr gut thun werde, blieb man versammelt. Gegen 8 Uhr trat Mora ein. Er machte, ohne sich ihr zu nähern, Julien eine Verbeugung und nahm fern von ihr Platz. D'Alembert redete ihn an und erwähnte zugleich Juliens Unwohlsein. Sogleich stand Mora auf und zu Julien tretend, fragte er leise: „Sie sind krank? was fehlt

Ihnen?“ Sein Blick hatte den Ausdruck einer so innigen, zärtlichen Besorgniß, daß Juliens Augen sich mit Thränen füllten. „Nein,“ antwortete sie bewegt, „ich bin nicht krank, ich war nur angegriffen und verstimmt, aber es geht vorüber und mir ist schon um Vieles besser. Sagen Sie mir nur, wie es Ihnen geht, und warum Sie so spät kommen?“ — „Ich wollte erst gar nicht kommen. Als ich Sie gestern verließ, fühlte ich es als unmöglich, andere Gesellschaft besuchen zu können, ich fuhr nach Hause und blieb den Abend einsam und allein. Alles, was man nur Betrübendes und Trostloses denken kann, habe ich in dieser Zeit gedacht, und ich war noch in der allerschwermüthigsten Stimmung, als ich heute bei Ihnen eintrat. Ihre Unpäßlichkeit beunruhigte mich, und doch bin ich nicht mehr so traurig. Um neun Uhr muß ich wieder fort, um bei Frau von Poligny zu essen; gestern Abend blieb ich weg, ohne absagen zu lassen; ich habe mich heute Morgen damit entschuldigt, daß ich krank gewesen sei, nun muß ich aber heute hin, meine Eltern sind dort, sie werden es ihr verrathen haben, daß ich nicht krank war, und mich erwartet gewiß ein sehr stürmischer Auftritt. Beklagen Sie mich.“

„Und worüber? etwa, weil Sie zu sehr geliebt werden?“ — „Geliebt! Wie können Sie dies heilige Wort so entweihen! Man liebt mich nicht, aber man hat mich umstrickt, gefesselt und ich weiß nicht, wie ich mich mit Anstand frei machen soll; ich habe gefehlt, ich werde mein Unrecht noch vergrößern und gleich gepeinigt durch das, was ich gethan habe, und das, was ich nicht thun will, kann es keinen Menschen geben, dem seine aufgezwungene Rolle lästiger ist, als mir die meinige. Ich werde den Knoten zerhauen, wenn es mir nicht bald gelingt, ihn zu lösen.“

Er fragte Julie, ob er sie nicht am andern Tage allein sehen könne. Sie versprach es ihm, und er verließ sie mit der Versicherung, daß die Augenblicke, in denen er sie sehe, ihm im tödtlichen Widerwillen Alles verleideten, was er heut noch werde sehen müssen. Julie lächelte; aber auch sie fand, als er geschieden war, die Gesellschaft ihrer Freunde lästig. Ueberhaupt hatte sich ihre ganze Stimmung, seitdem sie Mora kannte, verändert. Früher empfand sie jenen bei ihr aus wahrem Wohlwollen entspringenden Wunsch, zu gefallen, der uns an Allem, was wir hören, an Allem, was man

uns sagt, Theilnahme einflößt. Sie war heiter und ruhig; die klare Friedlichkeit ihres Seins that Jedem wohl, der sich ihres Umgangs erfreuen konnte; jetzt war sie nichts weniger, als unglücklich, aber tief innerlich bewegt und unausgesetzt nur mit einem Gegenstand beschäftigt, wurde sie untheilnehmend an Vielem, was sie sonst interessirt hatte. Dies konnte ihren Freunden nicht entgehen; ihre Kränklichkeit mußte ihr zum Vorwand und zur Entschuldigung dienen, und diese tieferen Regungen des Lebens wirkten auch höchst nachtheilig auf ihre Gesundheit; sie schlief wenig, nichts machte ihr mehr Freude, sie sehnte sich unaufhörlich nach Einsamkeit, und wenn ihr diese ward, fand sie in ihrer Seele nicht mehr den Frieden, der ihr diese in ruhigerer Stimmung verschönert hatte. Und doch, welche Momente der reinsten Seligkeit wurden ihr nicht oft in aller dieser Unruhe, dieser oft qualvollen Beklemmung zu Theil! Welcher unaussprechliche Zauber der Wehmuth! des Versenktseins in Einem Bilde, Einem Gedanken! welche Sehnsucht, welches bange Erwarten des Augenblickes, in dem sie den Mann sehen sollte, der ihr ganzes Dasein beseelte! Welche ungetheilte Hingabe der Seele an ein Gefühl, dem

sie sich nicht getraute einen Namen zu geben! — Julie mußte wohl anfangen, es zu ahnen, daß das Gefühl, welches dem armen Erdenleben einen so himmlischen Zauber zu verleihen vermochte, Liebe sei; allein sie konnte es sich auch nicht verbergen, daß die Vernunft diese Liebe streng mißbilligte. Vorzüglich quälte sie der Gedanke, daß er Frankreich bald verlassen mußte, ohne daß ihr mehr, als die Hoffnung blieb, ihn nach Jahre langer Trennung wieder zu sehen. Wenn das Vorgefühl des Schmerzes dieser Trennung sie überwältigte, konnte sie wohl in Gedanken mit ihm zürnen. Warum suchte er mich auf? fragte sie sich dann — wozu diese Hingabe des Vertrauens, diese innige Theilnahme, dies zärtliche Bestreben, mir werth zu werden? Er weiß es ja, wie scharf trennend alle äußeren Lebensverhältnisse zwischen uns stehen — er ist Mann, er kann und muß seines Herzens sichrer sein, als ich es ihm gegenüber des meinigen sein kann — sein Gefühl für mich wird nie seinen Frieden stören, aber es ist grausam und selbstsüchtig von ihm, daß er, um sich meines Umgangs erfreuen zu können, mein Glück und meinen Frieden so sorglos auf das Spiel setzt!

Vielleicht hätte Julie nur sich anklagen, nur sich verdammen sollen; doch von einer unwiderstehlichen Macht fortgerissen, war es schon zu spät für sie, sich noch retten zu können. Ihr Schicksal war schon längst unwiderruflich entschieden; sie konnte aufhören zu leben, aber sie konnte nicht mehr aufhören, Mora zu lieben.

Am Morgen erhielt sie von Mora ein Billet, worin er ihr die Bitte wiederholte, sie allein sehen zu dürfen, weil er nicht länger leben könne, ohne ihr sein ganzes Herz eröffnet zu haben. Sie beschied ihn, um fünf Uhr zu kommen, und erwartete ihn unaussprechlich bewegt. Den ganzen Tag über vermochte sie nicht zu lesen, nicht zu denken, sich durchaus mit nichts zu beschäftigen; sie wußte nicht, was sie von ihm hören, nicht, was sie ihm antworten würde, sie empfand nur, daß der Gehalt ihres künftigen Lebens an diese Zusammenkunft geknüpft sei, von der sie sich Aufschluß über alle seine Verhältnisse versprechen konnte.

Mora kam noch vor fünf Uhr. Er fand Julie blaß. „Ich komme," sagte er ihr, „um meine Seele bei Ihnen zu ermuthigen, aber ich finde Sie krank und angegriffen — bin ich ihnen da nicht lä-

stig? werden Sie mir erlauben, den Abend bei Ihnen zubringen zu dürfen?" — „Ich glaubte, daß Sie, da Sie so früh kommen, nicht lange würden bleiben können." — „Ach, Julie," noch nie hatte er sie so genannt, „warum wollen sie mich so wenig verstehen? Es gibt für mich nur noch ein Unglück auf der Welt, und gerade dieses soll ich Ihnen nicht klagen. Sie wollen wissen, was ich gelitten und empfunden habe, aber Sie fragen mich nie, was ich jetzt leide und empfinde." — „Sie haben mir ja unbedingtes Vertrauen versprochen und dies macht jede Frage von meiner Seite überflüssig." — „Und wollen Sie nie die Frage errathen, die ich von Ihnen beantwortet wünsche, und doch nicht wagen darf, Ihnen vorzulegen?" — „Errathen kann ich nichts, aber ich verspreche Ihnen, wahr zu sein, wenn Sie mich fragen. Jetzt aber sind Sie in der Absicht gekommen, mir Ihr Schicksal und Ihre Verhältnisse anzuvertrauen, fangen Sie also damit an."

Mora schien erschüttert; er ging schweigend und unruhig einige Mal im Zimmer auf und ab. Julie fühlte sich verlegen; sie sprach von einigen gleichgültigen Dingen, um sich selbst zu sammeln,

und ihn zu beruhigen. „Ist es Ihnen gestern Abend schwer geworden, den Zorn der Frau von Poligny zu versöhnen?“ fragte sie. — „Ich habe ihm getrotzt. Sie war, als ich kam, sehr übellaunig und verstimmt; wahrscheinlich glaubte sie, mich durch ihre Kälte zu strafen, allein sie entzückte mich. Ich näherte mich ihr, um mein Nichtkommen am vorigen Abend zu entschuldigen; meine Unpäßlichkeit habe mich daran verhindert und auch heute komme ich nur selbst, um ihr mein Bedauern auszudrücken, ihre Einladung nicht benutzen zu können, da ich gar nicht zu Abend essen, sondern zeitig nach Hause fahren werde, weil ich mich der Ruhe und des Schlafes bedürftig fühle. Ich sah sie an, während ich mit ihr sprach; Zorn, Unmuth und Verachtung malten sich wechselsweise in ihren Zügen; dies vermehrte meine Festigkeit. „Sie wollen also,“ sagte sie mit einem giftigen Lächeln, „auch heut Abend nicht hier bleiben?“ — „Mein Befinden verbietet es mir,“ antwortete ich ihr ruhig und sehr höflich. — „Dann, mein Herr,“ unterbrach sie mich mit einer Heftigkeit, die sie schon um der Zeugen willen hätte unterdrücken müssen, „haben Sie das Gedächtniß verloren, oder Sie gehen auch darauf aus, mich zu

demüthigen und zu verschmähen.“ — „Welch ein Wort, gnädige Frau! Sie lassen gewiß Ihren Reizen die Gerechtigkeit widerfahren, daß es in Bezug auf Sie nie gefaßt werden kann, und daß es Sie beleidigen hieße, wenn ich mich gegen einen solchen Verdacht zu rechtfertigen versuchen wollte.“ — „Ich lasse mich nicht täuschen, und dieser kalte, förmliche Ton ist eine Beleidigung mehr.“ — „Ihre Stimmung und unsre Umgebung zwingen mich, zu schweigen.“ — „Das ist es nicht, aber die Unmöglichkeit, sich rechtfertigen zu können, setzt Sie in Verlegenheit.“

Ich wandte mich um, ohne ihr zu antworten, und trat zum Kamin. Frau von Calonne hatte nicht gehört, was wir sprachen, aber sie hatte es in den Zügen der Frau von Poligny gelesen, daß sie auf mich erboßt war. „Sie haben sich gestern Abend vergeblich erwarten lassen,“ flisterte sie mir zu, „ich zweifle nicht, daß Sie zu Ihrem Außenbleiben triftige Gründe gehabt haben, allein Frau von Poligny scheint andrer Meinung, und auf Sie sehr erzürnt zu sein.“ — „Sie erweisen mir zu viel Ehre,“ antwortete ich, „wenn Sie mir so viel Einfluß auf Frau von Poligny zutrauen, daß mein

Außenbleiben ihr wichtig erscheinen könnte." — „Ich weiß nicht," sagte sie lächelnd, „aber es kommt mir beinahe vor, als wenn auch sie noch nicht der beständige Mann sind, den Sie bis jetzt im Wechsel so unermüdet gesucht hat." — „Ich glaube es mit Ihnen, gnädige Frau!" — Während dieses Gesprächs war Frau von Polignу beschäftigt, die Spielpartien anzuordnen. Sie kam zu Frau von Calonne, und ohne mich anzusehen, sagte sie ihr: „Herr von Mora spielt nicht und ißt auch nicht zu Abend, weil er zu schwächlich ist, um das späte Aufbleiben vertragen zu können." — Frau von Calonne antwortete ihr, „es sei allgemein bekannt, daß ich zu nichts in der Welt tauge." — „Das sage ich nicht," erwiederte sie trocken, „aber er ist krank und matt, und es ist natürlich, daß ihm in solchem Zustand die Gesellschaft lästig ist." — Sie stand ganz nahe bei mir, und ich flisterte ihr zu: „Hüten Sie sich, von der Gesellschaft, die mir keineswegs lästig ist, errathen zu werden." — „Ich nehme von Jemand, der mich beleidigt hat, keinen Rath an," antwortete sie mir laut und so schneidend, daß es mir schwer wurde, schonend zu schweigen. Den ganzen übrigen Abend nahm sie nun den

Schein der Heiterkeit an; sie redete sehr viel und versuchte es auf alle mögliche Weise, mich durch Neckereien und Sticheleien zu reizen. „Gestern Abend,“ sagte sie, „war Herr von Mora krank, so gefährlich krank, daß er nicht einmal daran denken konnte, absagen zu lassen; auch heut ist er noch bedenklich krank, aber er ist doch wenigstens selbst gekommen, es uns zu sagen. Der gute Mensch!“ — „Was fehlt ihm denn?“ fragte man. — „Das muß er Ihnen selbst sagen; allein er schont sich, er ist so für seine Gesundheit besorgt, daß er es seinen Freunden unmöglich macht, für ihn besorgt zu sein.“ — Das Alles sagte sie in einem so gereizten, so bittern Ton, daß es mich empörte, und mich tiefer denn je das Unglück empfinden ließ, an eine Frau ohne Zartgefühl und Seelenadel gebunden zu sein.“

„Sie entwerfen aber,“ unterbrach ihn Julie, „ein so widriges Zerrbild von dieser Frau, wie es gewiß nur der Unmuth eines leidenschaftlichen, gekränkten Liebhabers zu thun vermag.“

„Um Gottes willen,“ bat er, „scherzen Sie nicht darüber. Es ist mir so schon unerträglich, an diese Frau zu denken, und es ist mir so süß, sie bei Ihnen zu vergessen.“ — „Das sollen Sie aber

nicht; ich will, da wir nun einmal von ihr reden, wissen, seit wie lange Sie sie lieben?"

„Geliebt habe ich sie nie, und ich kann es nicht ertragen, wenn Sie glauben, daß mich je irgend eine Herzensempfindung mit ihr verknüpft hat. Sie wissen, daß ich seit meinem Eintritt in die Welt nur dreimal in Paris war, wo meine Eltern seit vielen Jahren leben. So oft ich hier war, sah ich auch Frau von Polignу oft, da wir mit einander verwandt sind; sie war hübsch und sehr in der Mode; alle jungen Männer, die auf guten Ton Anspruch machen, umflatterten sie, und sie war so eroberungssüchtig, so leichtsinnig, daß ich es unartig und ungefällig gefunden haben würde, ihr nicht den Hof zu machen, doch ihr damaliger Liebhaber, der Ritter de Launay, wußte mich geschickt von ihr zu entfernen, und dies gelang ihm um so leichter, da ich immer nur auf kurze Zeit in Paris war. Meine Seele ist nicht für die Freuden eines ruhigen Lebens geschaffen; in London war ich Wüstling, weil ich die Liebe noch nicht kannte; in Petersburg habe ich bis zum Wahnsinn leidenschaftlich geliebt; diese Liebe hat mir fast das Leben gekostet und die letzten acht Monate vor meiner diesmaligen

Ankunft in Paris habe ich in den Convulsionen der furchtbarsten Verzweifelung und aller Qual eines immerwährenden Todeskampfes verlebt. Ich war bei meinem Regiment, aber ich sah und sprach Niemand. Meine Officiere zitterten oft für meinen Verstand, noch öfter für mein Leben. Die tiefste Abgeschiedenheit von der Welt und selbst von der leblosen Natur war mir Bedürfniß; doch meine Eltern bestanden flehend und ernstlich darauf, daß ich mich meiner Einsamkeit entreißen und zu ihnen kommen solle; ich mußte gehorchen. Den Abend vor meiner Abreise nahm ich Abschied von meinen Officieren; sie Alle hielten meine Gesundheit für so angegriffen, daß ich den Beschwerden der Reise erliegen würde und mein Vater hatte aus gleicher Besorgniß darauf bestanden, daß ich zuerst die mittäglichen Provinzen Frankreichs durchreisen sollte und mir zum Aufenthalt in ihnen ein Jahr Urlaub ausgewirkt."

„Wunderbare Macht der Jugend! Nach den ersten vierzehn in Montpellier zugebrachten Tagen athmete ich schon wieder ohne Schmerz, ich schlief, ich fing wieder an, zu lesen, zu studiren und mich für die Gegenstände zu interessiren, die mir die Fortsetzung meiner Reise vorführte. Ich war allein,

von allem Zwang geselliger Rücksichten entbunden und schon wieder fähig, den Werth dieser Freiheit zu fühlen. Mit jedem Tag wurde der Druck meines Unglücks leichter; ich litt nicht mehr von jenen Anfällen der Verzweifelung, die mich oft in einen Zustand gestürzt hatten, der viel schrecklicher war, als es Tod und Vernichtung je sein können. Der Einfluß des schönen Himmels, unter dem ich lebte, verwandelte allmählig das Gift meiner bittern Schmerzen in eine Schwermuth, die für eine empfindungsvolle Seele Genuß ist. In dieser Stimmung kam ich in Paris an, wo ich von meinen Eltern, die mich schon als verloren beweint hatten, mit Entzücken bewillkommt wurde; ihre Freude durchdrang mein Herz und ließ mich wieder fühlen, wie süß es ist, geliebt zu werden."

„Frau von Poligny kam oft zu meiner Mutter; sie war gegen mich ausgezeichnet artig und liebenswürdig coquett. Seit Jahren hatte ich es ganz vergessen, daß es hübsche Frauen in der Welt gab; das Andenken an die Eine, von der ich für immer getrennt war, hatte jedes andere Bild in mir vernichtet, und der Schmerz, den ich empfand, berechtigte mich zu dem Glauben, daß ich keiner Regung

des Wohlgefallens an Frauenschönheit mehr empfänglich sei; allein im 25. Jahr ist das vollkräftige Lebensgefühl der Jugend nicht immer in Uebereinstimmung mit den Empfindungen unseres Herzens. Genug, Frau von Poligny wollte mich erobern und ich ließ mich erobern. Der Hang zum Vergnügen, das Bedürfniß der Zerstreuung schlug mich in diese Fesseln, allein wie habe ich mich getäuscht und wie bin ich bestraft worden! Nehmen Sie meinen Unmuth für keinen Beweis eines erkünstelten Stoicismus, der schlecht zu meinem Alter passen würde; es ist nur ein Beweis des tiefen Gefühls eines Unglücks, welches weit entfernt, durch Zerstreuungen solcher Art gemindert zu werden, nur noch schwerer lastet, indem es meinem Schmerz den Vorwurf zugesellt, ein solches Hülfsmittel gegen ihn aufgesucht zu haben. Ach, kein galantes Verhältniß konnte mich trösten! Das Gefühl, dem allein diese Macht über meine Seele vorbehalten war, wird wahrscheinlich zu einem neuen Unglück für mich werden, und doch gebe ich ihm meine ganze Seele mit Entzücken hin. Versprechen Sie mir aber jetzt, daß in den wenigen Augenblicken, in denen ich das Glück habe, Sie zu sehen, nie wieder von Frau von Poligny

zwischen uns die Rede sein soll." — „Ich muß wohl darein willigen, sobald Sie es fordern; wenn ich es nicht thäte, würden Sie mich eben so eigensinnig nennen, als sie es ist, und da ich nicht gleiche Rechte auf Ihre Nachsicht habe, würden Sie mich dann strenger beurtheilen." — „Ich bitte Sie flehentlich," sagte er ernst und betrübt, „stellen Sie nie wieder zwei Wesen zusammen, die die Natur und mein Gefühl so scharf von einander scheiden; es verletzt, es kränkt mich, wenn Sie das, was ich für Sie empfinde, auch im Scherz nur einen Augenblick mit dem vergleichen, was Jene, die ich nie gekannt zu haben wünschte, mir einflößt." — „Was Sie mir da sagen, ist eben so zart gedacht, als gütig für mich ausgesprochen." — „Ach, Sie gebrauchen nicht das rechte Wort für die Empfindung, die es sprach, und was mir noch weher thut, ist, daß Sie es nicht von Ihren Lippen zurückgedrängt haben, sondern, daß es sich Ihnen nicht darbot." — „Dann freilich würde ich es ausgesprochen haben; man braucht das Wort nicht zu wählen, wo Seele zur Seele redet." — „Diese Versicherung sollte mich glücklich machen, aber darf ich ihr vertrauen? Sie geben mir viel, weil Sie mir

Antheil an meinem Schicksal beweisen; ich fühle den ganzen Werth Ihrer Güte, Ihrer Freundlichkeit gegen mich und schelte mich oft selbst ungerecht, wenn ich mich, trotz dem, traurig und zu Klagen gestimmt fühle. Ich verdanke Ihnen so viel! Sie haben den Schmerz in mir besiegt, der mein Leben aufzehrte und meine Seele kraftlos machte, und doch, wie viel leide ich noch! Allein Sie können, Sie wollen mich nicht verstehen. Würden Sie nicht, wenn Ihre Seele mit der meinigen redete, auch von dem gesprochen haben, was Sie beschäftigt und beglückt? Ich sehe Sie alle Tage, ich habe zu Ihnen das unbedingteste Vertrauen, hat mir dies aber irgend eine Aufklärung über Ihr inneres Leben erworben? Sie halten mich so fern von Sich, daß ich nicht einmal weiß, ob Sie glücklich oder unglücklich sind. Ich weiß Sie geliebt, aber nicht, ob dies Wonne oder Schmerz für Sie ist, kurz ich weiß nichts, gar nichts von Ihnen und Sie Alles von mir. Tödtlich peinigt mich die Furcht, daß meine Hingebung Ihnen als Zudringlichkeit lästig werden könne; ich möchte selbst um den Preis meines Glückes keinen Augenblick Ihres Lebens trüben. Sie antworten mir nicht? Habe ich schon zu viel gesagt? Soll

ich gehen und Ihnen dadurch die Verlegenheit ersparen, mir zu antworten, und vielleicht auch die Mühe, mich zu strafen? Ach, sobald sie zürnen, habe ich gewiß Unrecht."

„Ja, das haben Sie," antwortete Julie sanft, „indem Sie mir Gedanken und Wünsche leihen, die nicht die meinigen sind; ich höre aber kommen und muß es daher verschieben, Ihnen zu antworten, glauben Sie aber, daß ich Vertrauen mit Vertrauen zu erwiedern weiß."

Hier traten mehrere Besuche ein, und Mora, zu tief bewegt, um an der Unterhaltung Theil nehmen zu können, verließ das Zimmer. Julie blieb sanft und innig beglückt zurück; sie hatte sich nichts vorzuwerfen und empfand ungetrübt die Seligkeit der Ahnung, geliebt zu sein. Am andern Morgen schrieb ihr Mora: „Ich kann die Ungewißheit, in der ich bin, nicht länger ertragen, ich muß mein Schicksal unwiderruflich entschieden sehen. Mit meinem Leben möchte ich einen Beweis Ihres Vertrauens erkaufen, den ich, wenn ich ihn erhalte, vielleicht nicht zu überleben vermögen werde. Vergeben Sie mir die Dunkelheit dieses Billets; seit

gestern habe ich alle Herrschaft über mich verloren. Darf ich heut Nachmittag zu Ihnen kommen?"

Julie suchte vergeblich, dies Billet schriftlich zu beantworten, sie mußte sich darauf beschränken, ihm mündlich sagen zu lassen, „sie werde erst um sechs Uhr nach Hause kommen und erwarte ihn dann." Dies war nicht wahr, allein sie hatte dem Herzog, der am andern Morgen abreisen wollte, versprochen, den Nachmittag für ihn zu Hause zu sein und konnte kein Mittel entdecken, dies Versprechen zurückzunehmen. Dieser kam auch um 4 Uhr und ihre Unterhaltung nahm, wie gewöhnlich, eine halb scherzhafte Wendung. Er sprach mit Julien gern und viel von sich, und das ist immer der unfehlbarste Prüfstein für das Herz und den Sinn unserer Freunde, ob sie lieber mit uns von sich oder von uns reden. Man kann oft Jahre lang mit Menschen vertraulich umgehen und Alles wissen, was sie betrifft, ohne daß es ihnen je einfällt, sich um uns genauer zu bekümmern; allein wehe dem, der auf solche Freunde irgend eine seiner Hoffnungen auf Glück bauet!

Noch vor 6 Uhr hörte Julie Mora's Stimme, der im Vorzimmer fragte, ob sie schon wieder zu Hause sei? „Das Fräulein ist gar nicht aus ge-

wesen," antwortete der Bediente. Julie fühlte sich verlegen, von Mora auf einer Unwahrheit ertappt zu werden, doch nichts glich seiner Bestürzung, als er sie bei seinem Eintritt allein mit dem Herzog fand; umsonst versuchte er zu sprechen, die Stimme versagte ihm, und auch Julie vermochte nicht, ihn anzureden. Dem Herzog entging indessen ihre beiderseitige Verstörung, er begann mit Mora von einer politischen Tagesneuigkeit zu schwatzen, und verschaffte ihnen dadurch Zeit, sich zu sammeln. Bald traten auch mehrere Besuche ein, und Julie sah, wie es Mora erleichterte, nicht mehr reden zu müssen; er setzte sich in den entlegensten Winkel des Zimmers und sah höchst niedergeschlagen aus. Die Besorgniß, daß der Herzog ihn errathen möchte, brachte sie dahin, sich mit diesem besonders zu unterhalten, und in Folge der Verlegenheit, in der sie war, überschritt sie die Linie; sie schien sehr lebhaft zu sein und scherzte viel, weil dieser Ton dem Herzog am meisten zusagte. Auch der Herzog zeigte sich sehr liebenswürdig, und sichtlicher denn je bemüht, ihr zu gefallen und sich bei ihr geltend zu machen. Mora's Traurigkeit nahm zu; er sah so leidend aus, daß D'Alembert ihn fragte, ob er krank sei? — „Das nicht," antwor-

tete er, „aber,“ setzte er hinzu, indem er die Hand auf das Herz legte, „ich empfinde hier einen sehr heftigen Schmerz.“ — Ohne zu beantworten, was ihr der Herzog eben sagte, stand Julie bei diesen Worten auf und ging auf ihn zu. „Sie leiden, Herr von Mora?“ fragte sie mit bewegter, zitternder Stimme. — „Ja, und das sehr schmerzlich,“ antwortete er ihr mit einem Blick, der tief in ihre Seele drang; „beschäftigen Sie sich aber nicht mit mir; was ich empfinde, ist kein augenblicklicher Schmerz, vergönnen Sie mir daher, zu bleiben, und vergeben Sie mir, wenn ich eine stumme, langweilige Person in diesem belebten Kreise bin.“ — Julie wußte nicht, was sie ihm antwortete, aber er hatte gewiß Ursache, mit ihrem Blick und dem Ausdruck ihrer Züge zufrieden zu sein. Alle Anwesenden schlugen ihm irgend ein Hülfs- oder Linderungsmittel vor; der Herzog empfahl ihm Orangenblüthenwasser und erwähnte, daß er selbst es einige Mal mit großem Nutzen genommen habe. — „Leiden Sie denn auch zuweilen?“ fragte Mora, „ich glaubte Sie dem Schmerz unzugänglich.“ — Dem Herzog, der wirklich glücklich war und auch dafür zu gelten begehrte, machte diese Aeußerung Vergnügen; er beantwortete

sie verbindlich. Seine Heiterkeit, die Vorzüge und Annehmlichkeiten seiner Verhältnisse und seiner Lebensweise wurden jetzt der Gegenstand der Unterhaltung. Mora nahm keinen Theil daran; er sagte nur: „Ich bin von dem Glück des Herzogs so überzeugt, daß ich den Besitz desselben in jedem Augenblick meines Lebens dem Thron von Frankreich, oder auch dem Ruhm Cäsars und Voltaire's vorziehen würde." Der Herzog scherzte sehr anmuthig über die Meinung, die Mora von seinem Glück hatte, und meinte, „die Unvollkommenheit desselben offenbare sich betrübend für ihn gerade in diesem Augenblick, wo er sich gezwungen sehe, auf mehrere Monate von so theuren Freunden Abschied nehmen zu müssen." Er war gegen Julien sehr zärtlich, als er ihr Lebewohl sagte und sie fühlte sich durch seine Entfernung erleichtert; doch Mora fuhr fort, an der Unterhaltung durchaus keinen Antheil zu nehmen. Es kamen und gingen viel Besuche und vorzüglich Damen, so daß sein Schweigen nicht auffiel, aber Julien, die ihn beobachtete, entging es nicht, daß er in finstere Schwermuth versunken da saß. Um 9 Uhr ging er und wählte dazu einen Augenblick, wo mehrere Damen von Julien Abschied nah-

men und es ihr dadurch unmöglich machten, ihm noch ein Wort zu sagen. Sie hatte versprochen, noch außer dem Hause zu Abend zu essen, allein sie ließ es unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit absagen und schloß sich in ihr Schlafzimmer ein.

Sie war sehr traurig, sehr bewegt, getheilt zwischen der heißen Sehnsucht, Mora ihr ganzes Herz zu öffnen und der Furcht vor den Folgen und dem Gewicht dieses Geständnisses. Vorzüglich ängstigte sie die Möglichkeit, sich doch noch über seine Gesinnung gegen sie zu täuschen. Auf Augenblicke glaubte sie freilich, sie sei geliebt, leidenschaftlich geliebt, allein in dem nächsten fand sie schon wieder tausend Gründe, daran zu zweifeln. Falsch wollte sie aber nicht gegen ihn sein, nicht eine ihrem Herzen fremde Kälte heucheln — aber doch sollte er auch nicht erfahren, daß sie ihn liebte. Unter so widersprechenden Entschlüssen ging die Nacht hin, und doch war es am Morgen ihr erstes Geschäft, zu Mora zu senden, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen und ihn fragen zu lassen, ob er am Abend zu ihr kommen werde. Sie erhielt folgende Antwort:

„Sie überhäufen mich mit Güte und ich

bin nicht nur der unglücklichste, sondern auch der ungerechteste aller Menschen, aber eben deßhalb darf ich Sie nicht wieder sehen, bis ich ruhiger geworden bin. Der Zustand meiner Seele ist unbeschreiblich — doch Sie ahnen ja nicht einmal, wie unaussprechlich ich leide. Der Tod würde Wohlthat für mich sein."

Zwanzig Mal las Julie diese Zeilen und ihre Bestürzung hätte nicht größer sein können, wenn sie ihr Todesurtheil gelesen hätte. Die Worte: „ich darf Sie nicht wieder sehen, bis ich ruhiger geworden bin," zerrissen ihr Herz, als habe er geschrieben: „ich sehe Sie nie wieder." Der Gedanke, der Tag werde vergehen, ohne ihn zu sehen, machte sie trostlos, sie zerfloß in Thränen. Seit vier Monaten brachte er täglich 3 bis 4 Stunden in ihrer Gesellschaft zu; noch wußte sie aber nicht, wie unentbehrlich er ihr geworden war, weil er ihr nie Zeit gegeben hatte, dessen durch Entbehrung inne zu werden. Er schrieb ihr alle Morgen, er sah sie alle Abende und sie empfand, daß er sie immer zu sehen wünschte — so hatte sie also noch keine Gelegenheit gehabt, die Macht des Gefühls zu ergründen, das sie an ihn band; dies war der erste Augenblick, in

dem er sie sich selbst überließ, und sie bebte vor der Leidenschaft zurück, die sie in ihrer Seele entdeckte.

Mit unwiderstehlicher Kraft brach diese nun durch Alles, was sie bis jetzt eingezwängt hatte. Die Einwendungen ihrer Vernunft, die Sorge für ihren Ruf, die Rücksicht auf ihre Freunde, Alles war in einem Augenblick wie vernichtet, wie verlöscht in ihrer Seele — ihr ganzes Dasein drängte sich in dem Gefühl zusammen: du mußt von nun an für ihn leben oder sterben! — Ihr persönliches Interesse hatte sich ihr durchaus entfremdet, alle Bedenklichkeiten der Eigenliebe, alle furchtsamen Zweifel verschwanden, sie sah nur ihn in der Schöpfung, sie liebte ihn und dies Gefühl reicht aus für Welt und Leben und Zeit und Ewigkeit — das empfand sie. —

Drei Stunden lang blieb sie unbeweglich, sein Billet in den Händen, auf dem Platze sitzen, wo sie es erbrochen hatte, man klopfte endlich an ihrer Thür, es war ihre Kammerjungfer, die sie benachrichtigte, die Uhr habe zwei geschlagen und man werde sie gleich zu Tische rufen. Kaum hörte sie, was diese ihr sagte, „ich will nicht essen, ich bin krank, ich will zu Bette," antwortete sie. An

D'Alembert ließ sie sagen: „sie wolle allein sein und bitte ihn, nach seinem Belieben über die Anwendung des Tages zu verfügen, da sie befohlen habe, Jedermann den Zutritt zu ihrem Zimmer zu versagen."

Sie wollte sich in dieser Stille sammeln und sich einen Plan für ihr Betragen vorzeichnen, aber sie konnte nur an Mora denken, sich nur sagen, sich nur wiederholen, daß er unglücklich war und sie nicht sehen wollte. Sie schalt sich grausam, ihm ihre Liebe verhehlt zu haben, und doch glaubte sie auch wieder, befangen in einen jener Widersprüche, die die Liebe allein im menschlichen Herzen zu erzeugen vermag, er könne sie nicht genug lieben, um durch sie so unglücklich werden zu können, sondern er habe gewiß aus Petersburg Nachrichten von seiner früheren Geliebten erhalten. Dieser Gedanke überwältigte ihre Vernunft, sie sank in einen Zustand von Betäubung, der an Bewußtlosigkeit grenzte und in dem sie von 3 Uhr Nachmittags bis Abends 10 Uhr unbeweglich lag. Nichts konnte sie daraus ziehen, als die immer steigende, leidenschaftliche Sehnsucht, von Mora Nachricht zu erhalten. Sie klingelte, und ihr erstes Wort, als sie Jemand sich

ihrem Bette nähern hörte, war: „Sende zu Herrn von Mora und laß fragen, ob er heute ausgegangen ist, wie er sich befindet und ob er morgen herkommen wird.“ — Sie hatte diese Worte zu D'Alembert gesagt, der, ohne von ihr bemerkt zu werden, schon seit länger denn einer Stunde im Zimmer war. „Ihr Auftrag soll ausgerichtet werden, meine Freundin,“ antwortete er; „sagen Sie mir nur erst, wie Sie sich befinden?“ — „Und ich will wissen, was Mora macht!“ rief sie heftig und ohne auf ihn zu hören, klingelte sie und wiederholte, was sie gesagt hatte. „Eilt, lauft, so schnell ihr könnt,“ setzte sie hinzu, „doch wenn er wohl genug ist, um schreiben zu können, so bringt mir schriftliche Antwort.“

Sie sagte das Alles so heftig, daß D'Alembert sie besorgt fragte, ob sie Fieber habe? Diese Frage gab ihr ihre Besonnenheit zurück und sie sah ein, daß sie sich für krank ausgeben müsse, um ihm die Erschütterung ihrer Seele zu verbergen. „Ja,“ antwortete sie, „ich habe Fieber, der Kopf ist mir schwer und ich glaube selbst, daß ich phantasirt habe, aber jetzt ist mir schon besser, sein Sie nicht besorgt, einige Stunden Schlaf werden mich völlig herstellen.“

Er ließ Licht bringen und war ängstlich um sie bekümmert. Julie fühlte sich aber dadurch mehr belästigt, als gerührt; er nöthigte sie, sich auch mit ihm zu beschäftigen, und sie wollte ganz in sich und in die Erwartung von Mora's Antwort versenkt bleiben. Der Diener brachte ein Billet mit zurück; D'Alembert erbot sich, es ihr vorzulesen; zu bewegt, um ihm antworten zu können, riß sie es ihm hastig aus der Hand und erbrach es. — „Ich erfahre eben," schrieb er, „daß sie krank sind, und wenn ich hoffen dürfte, Zutritt zu Ihnen zu erhalten, so würde mich nichts abhalten können, zu Ihnen zu eilen. Man hat mir heute zur Ader gelassen, doch morgen früh um 10 Uhr bin ich bei Ihnen, wenn Sie es mir nicht verbieten."

Julie glaubte sich in den Himmel versetzt. Nur noch 12 Stunden und sie sollte ihn sehen! Sie brachte die Nacht viel ruhiger zu, als sie am Tage zu sein vermocht hatte. Mora's Billet hatte ihre Seele wieder mit Glück und Wonne erfüllt; doch nun wurde sie auch inne, wie heftig ihre Gemüthsbewegung ihren Körper erschüttert hatte; sie lag die ganze Nacht im Fieber und konnte sich nicht bewegen, ohne ein so heftiges Herzklopfen zu bekommen,

daß es ihr ein Vorgefühl von Todesangst gab. Früher kannte sie nie jene Fülle des innern Lebens, die die Seele überfluthet und es uns doch unmöglich macht, mehr als Einen einzigen Gedanken zu denken; jetzt aber lernte sie alle Wirkungen der tiefsten und gewaltigsten Leidenschaft kennen. Die Liebe schuf ihr ein ganz neues Dasein, alle kleinen Sorgen, Wünsche, Aengsten und Bestrebungen ihres bisherigen Lebens verschwanden aus demselben; der ganze Reichthum ihres Denk- und Empfindungsvermögens sammelte sich in Einem Gefühl, das ihre Seele erhob und veredelte.

Um 8 Uhr früh klingelte sie schon ihrer Jungfer; ihr war, als könne sie dadurch den Augenblick beschleunigen, wo sie Mora sehen solle. Jetzt aber fing sie an, sich über den Aderlaß zu ängstigen, den der Arzt für ihn verordnet hatte; sie fürchtete, er könne ernstlich krank geworden sein, und dadurch verhindert, zu ihr zu kommen; doch zu ihrer Freude meldete man ihr seinen Kammerdiener Dubois. — „Herr von Mora ist doch nicht krank?" rief sie ihm bewegt bei seinem Eintritt zu. — „Nein, er wünscht nur zu wissen, ob das Fräulein schon munter wären, und ob es ihm erlaubt sei, gleich zu

kommen?“ — „Gern, aber warum hat man ihm denn zur Ader gelassen?“ — „Er war gestern den ganzen Tag so betrübt, so leidend, das Blut stieg ihm so zu Kopf, daß er sich dazu entschließen mußte. Diesen Morgen befindet er sich besser, ob er gleich die ganze Nacht nicht geschlafen hat. Er war sehr für Ihr Befinden besorgt, gnädiges Fräulein, und ich beeile mich, ihm die Nachricht zu bringen, daß er kommen darf.“

Von diesem Augenblick blieb Julie diesem treuen Diener wohlwollend geneigt; auch war nie Jemand seinem Gebieter treuer ergeben, als er. In Mora's letzter Krankheit hat er ihn Tag und Nacht keinen Augenblick verlassen und seinen Händen vertraute er sterbend das Theuerste an, was er auf der Welt besaß, Juliens Bild, ihre Briefe und seine Abschiedszeilen an sie. Doch wurde Dubois nie der Vertraute seines Herrn. Mora's Seele war zu groß, zu edel, um sich einem Diener gegenüber einem Vertrauen hinzugeben, dessen nur die geprüfteste Freundschaft werth ist. Er sagte oft zu Julien: „Wir werden nie eines Vertrauten bedürfen, meine Freundin! — nur Furcht oder Eitelkeit machen die-

sen nothwendig, und unsere Seelen sind über die kleinlichen Regungen beider erhaben."

Als Dubois fort war, fragte sich Julie, was sie nun Mora sagen wolle, wenn er komme? — sie hätte Jahre lang nachsinnen können, ohne eine Antwort darauf zu finden; aber sie behielt dazu keine Zeit; es war, als wenn Mora Flügel gehabt hätte, so schnell öffnete er ihre Thür. Sie lag auf dem Sopha; entzückt eilte er, wie außer sich, auf sie zu, doch wie er nun vor ihr stand, sah sie ihn blaß werden, er zitterte so gewaltig, daß es Julien erschreckte. — „Setzen Sie sich," bat sie ihn, „es ängstigt mich, Sie so erschüttert zu sehen." — Sie reichte ihm ihre Hand, die er, vor ihr niedersinkend, unter Feuerküssen an sein Herz drückte; sie fühlte sie von seinen Thränen naß werden. „Nein, Julie," sagte er mit dem allerinnigsten Herzenston, „ich hatte bis jetzt noch nicht geliebt. Mein ganzes Dasein ist in Ihre Gewalt gegeben; es gibt für mich in der ganzen Natur nur Einen Gegenstand, mein Leben hat nur Ein Interesse, ich kenne nur noch Einen Willen, und ewig gelobe ich, diesen als die einzige Richtschnur meines Lebens zu ehren, wenn ich es Ihnen auf ewig widmen darf."

Ach, wenn man der Liebe hienieden die Treue zugesellen, oder wenn man sterben könnte nach den ersten reinen Wonnen ihres Geständnisses, so würde man schon hienieden alle Geheimnisse, alle Entzückungen der Seligkeit kennen! Keine Schilderung vermag ein Bild des Glückes zu geben, das Julie empfand; sie verlebte die Tage ihrer Liebe in jener himmlischen Trunkenheit der Seele, für die es in keiner irdischen Sprache ein bezeichnendes Wort gibt! später übte der Schmerz eine gleich unbeschreibliche Gewalt über sie; sie erschöpfte in sich selbst alle Qualen einer zerrissenen Seele, eines todtwunden Herzens, aber doch war ihr letzter Athemzug noch Dank gegen Gott, daß sie Mora gekannt, daß sie ihn geliebt hatte!

Wer möchte Mora's und Juliens Glück nach der Dauer von Monden und Jahren messen wollen? Es blieb, so lange sie vereint waren, ungetrübt; sie sahen sich täglich, und fühlten mit jedem Tage immer neu, wie glücklich sie Eines in dem Andern waren, und wenn das Vorgefühl der Trennung durch Zeit und Raum einen Duft der Wehmuth über ihre schönsten Lebensstunden breitete, so gehörte auch dieser mit zu den Wonnen ihrer Liebe, weil sie em-

pfanden, daß sie sich unzertrennlich auf ewig angehörten. Mora lebte nur für Julie; alle ihre Verbindungen, alle ihre Neigungen und Liebhabereien eignete er sich an; jeder ihrer Gedanken, jede Regung ihrer Empfindung war ihm wichtig. Er fühlte, daß nie ein Mann unaussprechlicher geliebt worden war, als er von ihr, und diese Ueberzeugung, die so viele Männer zum Mißbrauch ihrer Gewalt über das liebende Herz verleitet haben würde, band ihn nur noch unauflöslicher an Julien. Mitten in allem Glanz, allen Zerstreuungen des Hoflebens, der Gegenstand allgemeiner schmeichelhafter Auszeichnung und Aufmerksamkeit, umgeben von den schönsten Frauen Frankreichs, kannte er nur Einen Wunsch, nur Ein Glück, das, Julien anzugehören, und ihre Seele ganz auszufüllen.

Pflicht und Ehre zwangen Mora, nach Spanien zurückzukehren. Den 7. August 1772 verließ er Paris. Juliens Schmerz bei dieser Trennung war unbeschreiblich. Die gewaltige Leidenschaftlichkeit ihrer Seele wandte sich nun feindlich gegen sich selbst; oft fühlte sie in sich alle Muthlosigkeit der Todesermattung, und im nächsten Augenblick rief sie die vollkräftigste Qual der Verzweiflung zum Bewußt-

sein des Lebens zurück. Ihr Zustand war ein ununterbrochenes Seelenfieber. Diese Gemüthsstimmung ist ein Geheimniß der Natur, wodurch sie in einen Tag des menschlichen Daseins mehr Leben zusammenzudrängen weiß, als ein kaltes Herz in hundert Jahren zu verbrauchen vermag, aber im Unglück verdoppelt sie unsere Leiden auf eine furchtbare Art. Dazu kam noch die herzzerreißendste Sorge um Mora's Leben, das durch seinen Schmerz um sie bedroht wurde. Oft glaubte sie, die Ankunft eines Briefes von ihm nicht mehr erleben zu können; sie erlag unter der Gewalt ihrer Qualen, deren Dauer ihre Kräfte überstiegen haben würde. In diesem Zustand, wo die Bedingung ihrer Erhaltung an die Erweckung irgend eines sanften, wohlthuenden Gefühls geknüpft war, das sie von ihrem Schmerz abzuziehen vermochte, führte ihr das Schicksal den Mann vor, der, nachdem sie jede Tiefe des Schmerzes ergründet hatte, dessen die glühendste Seele, das tiefempfindendste Herz empfänglich machen, ihr das furchtbare Loos bereitete, durch alle Qualen einer zerrissenen Seele und eines im Glauben an den eigenen Werth unheilbar verletzten Selbstgefühls gefoltert zu werden.

Im Anfang des Jahres 1773 lernte sie den

Oberst Guibert kennen. Anna Germaine von Staël-Holstein hat uns in ihren Werken eine Lobschrift auf ihn hinterlassen, die das glänzendste Zeugniß für seinen Geist und seine Talente enthält, und hinreicht, sein Andenken der Vergessenheit zu entreißen.

Seit seinem zwölften Jahr Soldat, hatte er sich in einem Alter, wo man gemeinhin nur tapfer zu sein pflegt, schon durch seinen militärischen Scharfblick in den Feldzügen des siebenjährigen Krieges ausgezeichnet, und in seinem dreiundzwanzigsten Jahr schrieb er jenes berühmte Werk über die Taktik, das Friedrich der Zweite allen seinen Feldherren zu lesen anempfahl. Kaum hatte er es vollendet, als er nach Corsica ging und sich in dem Gefecht von Ponte-Nuova so tapfer bewies, daß er, was damals eine seltene Auszeichnung war, in seinem vierundzwanzigsten Jahr das Ludwigskreuz erhielt. Als er nach Frankreich zurückkam, und Alles den schönen jungen Helden feierte, betrat er die dramatische Laufbahn. Sein erstes Trauerspiel, der Connetable von Bourbon, zeichnete sich vorzüglich durch Großheit der Gesinnung und durch die flammendste Begeisterung hohen Ehrgefühls aus. Man findet darin mehr als einen Verstoß gegen die Regeln der dramatischen

Kunst; allein es läßt in dem Gemüth des Lesers einen Eindruck zurück, wie ihn nur die Macht des wahren Genies zu erwecken vermag. Bei diesem ersten Auftreten des jungen Dichters hatten Haß und Neid noch nicht Zeit gehabt, sich gegen ihn zu waffnen. Guibert's Ruhm und seine Talente fanden bei seiner Jugend und seiner Schönheit allgemein günstige Anerkennung. Sein zweites Werk war eine Lobschrift auf Catinat; die Akademie erkannte La Harpe den Preis zu, doch die Stimme der öffentlichen Meinung ertheilte ihn an Guibert. Er schrieb dann noch eine Lobrede auf L'Hopital und zwei Trauerspiele: die Gracchen und Anna Boleyn. In dem ersten von diesen beiden Stücken spricht sich die leidenschaftliche Liebe für die Freiheit aus, die in jenem Zeitpunkt alle edlen Männer beseelte; Anna Boleyn dagegen scheint ihm von Julie eingegeben zu sein, und gehört mit zu der innern Geschichte ihrer Liebe. Nie kann sich das Gefühl mit dem Inhalt dieses Stückes versöhnen — aber hätte Guibert Julie nie gekannt, so hätte ein Mann, wie er, nie ein Trauerspiel schreiben können, welches, wo es Gluth und Wahrheit der Leidenschaft gilt, unter den dramatischen Werken den Platz einnimmt, den man

unter den Romanen in dieser Hinsicht Rousseau's Heloise zugestehen muß.

Mit den glänzendsten Talenten und hohem Geiste von der Natur reich ausgestattet, war Guibert in den geselligen Kreisen der Hauptstadt eine eben so angenehme als bedeutende Erscheinung. Ihm fehlte für die Unterhaltung jene Feinheit, jene Gabe leichten Scherzes, die nur klaren, friedlichen Gemüthern eigen ist; aber sein Gespräch war stets ideenreich; er sagte immer etwas, das man noch nicht gehört, noch nicht gedacht hatte, und dabei war er vielseitig genug gebildet, um jeden Stoff geselliger Unterhaltung mit Antheil aufzufassen. Im großen Zirkel wie unter vier Augen, in jeder eigenen und fremden Seelenstimmung war er stets freigebig mittheilend an Geist und Leben, und wenn man nicht von ihm rühmen konnte, daß er sich herzlich, hingebend, liebevoll gezeigt habe, so sprach man doch gewiß stets von einem mit ihm zugebrachten Abend als von dem gesellig angenehmsten, den man verleben könne. Er verstand sich nicht darauf, mit den Betrübten zu weinen; doch Keiner wußte wie er das Gefühl des Kummers durch Zureden und Ueberlegung zu besänftigen — man fand in ihm nicht zu jeder Stunde,

jedem Augenblick einen Freund, er war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um es anhaltend mit Andern sein zu können; aber in wichtigen Fällen konnte man unbedingt auf ihn rechnen, und wenn er sich einmal hingab, oder vielmehr sich dem Freunde lieh, so knüpfte man dann in einer Stunde den scheinbar zerrissenen Faden aller Ideen und Empfindungen unwillkürlich wieder an, weil er geboren war, Alles zu beherrschen, was ihn liebte. Ein guter Sohn, ein treuer Bruder, ein zuverlässiger Freund, vereinte er mit vielen Tugenden alle Eigenschaften, die man als Bestandtheile der Heldengröße ehrt; aber er gehörte auch zu den Männern, die man die Henker des weiblichen Herzens nennen kann. Ehrgeiz und Glanzsucht waren die herrschenden Leidenschaften seiner Seele, die dagegen der süßesten und lebensvollsten aller Leidenschaften durchaus unzugänglich war. Er kannte nur Sinnenreiz, nicht Liebe, und hielt diese nur für das Erzeugniß einer überspannten Phantasie. Liebenswürdig genug, um geliebt zu werden, setzte er keinen Werth darauf, es zu sein. Er machte mehr denn eine Frau sehr unglücklich, doch keine hatte das Recht, über ihn zu klagen, weil er sich nie eine Indiscretion, nie eine Unhöflichkeit

zu Schulden kommen ließ und man es nur der Natur, nicht ihm zur Last legen konnte, daß ihm Gefühl und Zärtlichkeit mangelten. Man konnte ihm auch nicht vorwerfen, daß er diese zu empfinden heuchelte; man konnte sich im Gegentheil viel eher versucht fühlen, sich über die Härte seiner Offenherzigkeit zu beklagen, da er die Frau, die ihn liebte, mit keiner auch noch so verletzenden Wahrheit verschonte, und sobald sie aufhörte, ihm zu gefallen, auch dafür sorgte, daß sie dies gleich erfuhr. So lange er selbst sich angezogen fühlte, war es ihm ganz angenehm, sich geliebt zu wissen; war aber sein Zweck erreicht, so begehrte er auch, daß man ihn nur nach seiner Weise und so wie es ihm bequem war, lieben solle. Sein Kaltsinn und seine Festigkeit raubten seiner Geliebten das Bewußtsein ihres Rechtes, sich über ihn beklagen zu dürfen. Die Härte, mit der er die Frauen behandelte, entsprang mit aus der geringen Meinung, die er von ihnen hatte; er hielt sie Alle für eitel, gefallsüchtig, falsch und schwach; nie hatte er Vertrauen zu seiner Geliebten, nie hielt er sie für mehr, als für ein hübsches Kind, mit dem es sich der Mühe verlohne, einige Augenblicke zu vertändeln; nie schloß er ihr seine Seele auf, nie

kam für ihn in ihren Armen ein Augenblick, wo er aufhörte, gegen sie auf seiner Hut zu sein. Widerstand erbitterte ihn, ohne ihn zu verletzen, weil es seine schwächste Seite, seine Eitelkeit, beleidigte; seine Liebschaften gehörten ewig nur in das Fach seiner Liebhabereien und es war das unvermeidliche Loos seiner Geliebten, in ihm Alles zu finden, was die Eitelkeit einer Frau, der es genügt, sich vorgezogen zu sehen, in ihrem Anbeter zu finden begehren kann, und ewig Alles in ihm zu vermissen, was ein weibliches, liebendes Herz zu beglücken vermag.

Julie war für Guibert, als er sie kennen lernte, eine so anziehende und bedeutende Erscheinung, daß er alle Hülfsmittel seines Geistes aufbot, um ihr zu gefallen und sich ihr werth zu machen. Zu jeder andern Zeit würde sie seinen Verstand und seine Talente anerkannt und bewundert haben, allein fern von ihm geblieben sein, weil sie eine Scheu vor Allem hatte, was den Geist allein ansprach; jetzt aber glaubte sie nicht dankbar genug gegen den Mann sein zu können, dem es gelang, einen so zerstörenden, so schneidenden Schmerz, wie den ihrigen, auf Augenblicke zu besänftigen. Sein Umgang wirkte wie Opium auf sie: er stillte ihre Leiden, aber er

heilte sie nicht. Sie hatte unbeschreiblich gelitten, daß Seele und Körper durch die Dauer und Leidenschaftlichkeit ihres Grames gleich erschöpft waren. Guibert's Liebenswürdigkeit, sein Bestreben, ihr zu gefallen, sein Werben um ihre Gunst belebten ihre Seele wieder durch ein Interesse, dem sie sich ohne Vorwurf, ohne Unruhe hingeben zu können wähnte, und das Augenblicke für sie herbeiführte, in denen das Dasein aufhörte, für sie ein Schmerz zu sein.

Bald aber vermochte sie nicht mehr zu unterscheiden, ob es ihr süßer war, diese Milderung ihres Geschickes zu empfinden, oder, sie ihm zu verdanken. Ihr eigenstes, innerstes Sein und Wesen machte sie dem Mißtrauen in die Zuneigung, die man ihr zeigte, unzugänglich. Alles, was ihr ihre Freunde von Zärtlichkeit und Neigung zuwandten, nahm sie wie eine Gunstbezeigung an; sie erwiederte es mit all der Aufrichtigkeit und tiefempfindungsvoller Fülle ihrer Seele, aber nie empfand sie jene stolze Zuversicht der Gewalt über ihre Freunde, die nicht aus dem Herzen, sondern aus der Eigenliebe entspringt, und die, voll Ansprüche an den geliebten Gegenstand, ihn auf die Probe zu setzen wagt. Das Weltleben hatte keinen Einfluß auf die Wahrheit

und die Einfalt von Juliens Empfindungen zu üben vermocht; sie blieb stets über alle jene Berechnungen der Klugheit erhaben, die der Selbstsucht im Betragen gegen Freunde zu Vorschriften werden, sie ließ sich um so sorgloser in ihrer Hingebung an geliebte Menschen gehen, weil sie nichts zu verhüllen, nichts zu verschweigen hatte. Unverhüllt zeigte sie jede Regung ihrer Seele, und erröthete nicht davor, ihren Freunden schwach und liebebedürftig zu erscheinen. Sie dachte nie darauf, ihre Achtung, ihre Bewunderung erobern zu wollen, sie begehrte nichts, als sie von ganzem Herzen lieben und ihnen vertrauen zu dürfen.

Diese Liebebedürftigkeit ihres Wesens machte es ihr fast unmöglich, einem Wesen zu widerstehen, das mit Innigkeit um ihre Freundschaft zu werben schien, und nur von Freundschaft redete Guibert. Doch war es ihm unmöglich, nicht zu versuchen, was er einer so tiefbetrübten, so glühenden, leidenschaftlichen Seele abzugewinnen vermöge, und ehe Julie ahnete, daß es je so weit kommen könne, fühlte sie sich durch ihr Verhältniß zu ihm beunruhigt. Es konnte ihr nicht lange verborgen bleiben, wie feindlich Guibert's Charakter dem ihrigen gegenüber-

stand, und daß seine Freundschaft für sie wahrscheinlich nur ein Unglück mehr für sie sein werde; aber er war ihr schon zu nothwendig geworden, um sich von ihm trennen zu können, und wenn seine Gegenwart ihr nicht immer wohl that, so beklemmte sie doch seine Abwesenheit. Unwillkürlich wandte sich schon ihr Herz, wenn sie litt, zu ihm, um von ihm Trost zu fordern, und in ruhigeren Stunden zog sie ein lebensvolleres Bedürfniß, das Bedürfniß der Erheiterung zu ihm hin, deren solche leidenschaftliche Seelen zu ihrem Dasein, wie einige Pflanzen des Sonnenlichtes, bedürfen, wenn ihre Kraft sich nicht feindlich gegen sich selbst wenden soll. Solche Unglückliche lieben mit inniger Dankbarkeit Alles, was ihnen Trost gewährt. Ein unerklärlicher Zauber band sie an ihn; er war nicht ihr Freund, er konnte dies nie werden, sie hatte in keiner Art unbedingtes Vertrauen zu ihm, und doch gelang es ihm, ihr allmählig den einzigen Trost zu rauben, der sie bis dahin aufrecht erhalten hatte, die Zuversicht zu sich selbst und zu der unwandelbaren Treue ihres Herzens. Nicht, als ob sie aufgehört hätte, Mora zu lieben; freudig hätte sie noch in jedem Augenblick ihr Leben für ihn hingegeben, kein Opfer wäre ihr

für ihn zu groß, zu schwer geworden; allein ehe sie Guibert kannte, hätte sie nie ihm, nur sich selbst eins zu bringen vermocht, weil sie durchaus Eins mit ihm war. Nie hatte sie Mora heißer, wohl aber schöner geliebt. — Sie verabscheuete, als sie sich dies gestehen mußte, den Zug, der sie zu Guibert zog, aber er hatte die Gewalt eines Fluches, eines unentfliehbaren Verhängnisses, dem ihr Wille, ihre Vernunft, ihr Herz, ihre ganze Seele nicht zu widerstehen vermochten. Keine Pein ist aber schmerzlicher, als die der Entdeckung, daß wir einen edlen, treuen, würdigen Gegenstand nicht mehr ungetheilt mit der vollen Kraft unsers Herzens lieben. Was uns aus dem fremden Herzen entgegen strömt, was uns die Liebe des Geliebten gibt, macht uns nie so reich, so stark, so glücklich, als die Fülle der eigenen Empfindung es zu thun vermag.

Mora war zu gewohnt, in Juliens Seele zu lesen, und sie zu wahr, als daß ihre Briefe nicht in ihm die Vermuthung hätten erwecken sollen, ihr Herz sei in Gefahr, sich einer Untreue gegen ihn schuldig zu machen. Um sie, um sich davor zu retten, trat er, obgleich der Zustand seiner Gesundheit es lebensgefährlich für ihn machte, die Reise nach

Paris an. Von Bordeaux aus schrieb er ihr noch am 10. August 1774: „Ich fühle, daß Du unverlierbar mein bist, und daß meiner Liebe die Macht gegeben ist, Dich Alles vergessen zu machen, was Du um mich gelitten hast;“ — und am Abend dieses Tages bekam er einen Blutsturz, der sein Leben endete. Weder Unglück, noch Zeit, noch Trennung und Krankheit hatten diese Feuerseele zu erkälten, oder sie in ihrer Liebe wankend zu machen vermocht. Er hatte sein Leben gewagt, um Julie wieder zu sehen — sein letzter Herzensschlag, sein letzter Gedanke war noch Liebe für sie — ihr Name der letzte Hauch, der seinen Lippen entfloh.

Nur wer die Verzweiflung, diese furchtbarste und gewaltigste aller Seelenqualen, kennt, kann ermessen, was Julie bei der Nachricht seines Todes litt. Sie hatte Mora bis zum Wahnsinn geliebt; sie hatte alle Stufen, alle Uebergänge des Unglücks und der Leidenschaft kennen gelernt, sein Verlust würde hingereicht haben, sie auf immer unglücklich zu machen, doch noch schwerer, als dieser, lastete das Gefühl ihrer Schuld gegen ihn jetzt auf ihrer Seele. Jede Hoffnung auf neues Glück und neues Leben war für sie zum Verbrechen geworden, und sie fühlte

sich berechtigt, sich von dem Zwang freizusprechen, den es Herzen, wie dem ihrigen, auferlegt, ihren Leiden nicht zu erliegen.

Inbrünstig ersehnte sie den Tod, und fühlte es, daß die Gewalt ihres Grames und ihrer Leidenschaft hinreichte, die Ketten zu sprengen, die sie an das Leben fesselten — da drang Guibert zu ihr. Er, der ihr das Glück geraubt hatte, ausschließend und einzig für Mora zu leben, entriß ihr jetzt auch die Freiheit, mit ihm zu sterben. Seine Gewalt über sie erhielt ihr ein Dasein, das sie nicht zu hassen vermochte, weil es ihr noch die Kraft ließ, zu lieben, und Mora mit unsäglichem Gram zu beweinen.

Unmöglich konnte sie Guibert lieben, wie sie Mora geliebt hatte und ihn noch im Grabe liebte, allein der Mann, der Juliens Herz treulos und strafbar zu machen vermochte, und es über sie gewann, daß sie nach Mora's Tod leben zu wollen gelobte, war unstreitig der Mann, der im Besitz einer unbedingten Gewalt über ihre Seele war. Der Zauber, den er schon früher über sie geübt hatte, verdoppelte sich jetzt, wo er von seiner Liebe, von Juliens Unentbehrlichkeit zu seinem Glücke sprach. Wechselsweise zerriß und beseligte er ihr Herz; von

ihm geliebt, konnte sie nicht sterben, ohne ihn nicht leben. Seine Gegenwart raubte ihr das Bewußtsein ihrer Leiden; sobald aber diese und der Gedanke an ihn sie nicht berauschend betäubten, wandte ihre ganze Seele sich dem Gedanken an Mora zu, und ihr Schmerz wurde dann zum brennenden, verabscheuenden Haß der Verirrung und der Leidenschaft, die sie gegen dies große, ihr bis zum Tode treu ergebene Herz strafbar gemacht hatte. Eine tiefe, hoffnungslose Schwermuth blieb der Grundton ihres Wesens. Guibert allein besaß die Macht, sie dieser zu entreißen; in seiner Gegenwart gab es für sie keine peinliche Erinnerung, kein Leiden, keinen körperlichen Schmerz mehr. Im heftigsten Krampf fühlte sie sich erleichtert, sobald er eintrat, und in Stunden, wo der Arzt für ihr Leben fürchtete, wo alle ihre Freunde für sie zitterten, hörte sie auf, krank zu sein, und schien schmerzensfrei, so lange er gegenwärtig war. Guibert und ihr Schmerz waren Alles, was ihr von ihrem ganzen reichen Leben geblieben war — es gab für sie keinen Wunsch, keine Furcht, keine Hoffnung mehr — ihr ganzes Dasein war in diesen beiden Punkten zusammengedrängt. Wie streng wurde aber Mora durch ihn gerächt! wie hart mußte

sie die feindliche Gewalt büßen, die sie zu ihm hingezogen hatte!

Ihr Herz, ihre Seele, Alles, was in uns denkt und empfindet, wurde unaufhörlich durch sein Betragen empört, verwundet und beleidigt. Es war seinem Herzen durchaus kein Bedürfniß, geliebt zu werden, wie sie ihn liebte — der kleinste Theil von der Fülle ihrer Liebe und Empfindungen würde schon hingereicht haben, alle seine Forderungen an sie zu befriedigen. Nie durfte sie ihm daher ihre Seele ganz unverhüllt zeigen; bei der großen Verschiedenheit ihrer Ansichten und Empfindungen mußte sie im Gespräch mit ihm stets Verzicht darauf leisten, von dem zu reden, was sie interessirte — sie durfte nicht mit ihm von ihren Klagen, ihren Erinnerungen reden und — was das Härteste für eine liebende Frau ist — sie durfte ihm nie aussprechen, wie sie ihn liebte. Selbst sein Verstand errieth nicht, welche Liebe sie für ihn im Herzen trug und wie sie um ihn litt; man muß selbst lieben, um den Schmerz zu errathen, den man denen verursacht, die uns lieben. Das Herz wird allein vom Herzen verstanden und beglückt. Jedes Mal, da Guibert zu ihr kam, hatte er, ohne daß er es wußte, irgend

einen ungünstigen Eindruck zu besiegen, und sie ihm neue Opfer zu bringen. Sie lernte in diesem Verhältniß alle Qualen der Verdammten, Reue, Eifersucht, Selbstverachtung, und die peinlichste von Allen, Geringschätzung des Geliebten, kennen.

Wenig Menschen ist es gegeben, das Dasein einer Leidenschaft begreifen zu können, die sich nur von Thränen und Gewissensbissen nährt, und es erscheint als ein Räthsel, wie Julie bis zum letzten Athemzug einen Mann lieben konnte, von dem sie sich nur zu oft eingestehen mußte, daß das Gefühl, welches er seine Liebe für sie nannte, leer von aller wahren Theilnahme, Zärtlichkeit und Innigkeit war. Juliens Briefe an Guibert, von denen Jean Paul sagt: „daß sie an echter, treuer, einfacher Liebeswärme die Rousseauschen der Heloise übertreffen und an Naivetät oft die der Sevigne erreichen,“ erklären uns dies Räthsel nicht, aber sie sind ein höchst anziehendes Gemälde des allerschmerzlichsten Kampfes, den je heiße Leidenschaft mit fremdem Unwerth und kalter Herzlosigkeit gekämpft hat, und zeigen uns, wie eine reiche, sinnvolle Natur den unendlichen Schmerz eines solchen Kampfes trägt und zuletzt

darin untergeht. „Wenn man diese Briefe liest,“ sagt Jean Paul, „von denen die letztere Hälfte fast ein einziger Schmerz ist: so möchte man sich wohl fragen, ob die Liebe nicht mehrere Leiden auf der Erde ausgesäet hat, als der Haß, da ihre Erwiederung nur flüchtige, kurze Allerheiligentage hindurch entzücken, aber ihr Versagen durch Marterwochen foltern kann. Wie lange stirbt die hohe Espinasse an ihrem Herzen! Und der Schutzengel ihres Lebens wird täglich dunkler und verfinstert sich zuletzt zum Todesengel! Guibert aber, immer unterwegs lebend und auf dem Musenberge und im Ruhmtempel und in weiblichen Boudoirs, nähte, als ihr Herz in lauter Wunden zuckte, bald mit seiner weichen Seide einige zu, bald schnitt er die Naht wieder auf. So verlebte sie sich zwischen Heilen und Ersterben. Möge doch ein jeder Mann von hohem Werthe, der eben darum eine Frau von ähnlichem aufsucht, bedenken, daß ein Solcher mit einer Solchen nie spielen dürfe, wie etwa mit Andern — daß er wie andere Eroberer desto leichter Mörder werden kann, und daß er sich bei einer Espinasse nicht erlauben darf, um ihre Liebe zu werben, wenn er ihr nicht sein Herz für das ihre geben kann und will.“

Nie aber gewann es Guibert über Julie, Mora's Bild in ihrer Seele zu verlöschen. Sie liebte diesen auch im Tode unaussprechlich fort, und nie konnte sie ihr Gewissen beschwichtigen, auf dem ihr Verhältniß zu Guibert fortdauernd wie ein Frevel an dem Heiligthum ihrer Liebe und Treue lastete. Oft lag für sie etwas Wohlthuendes in dem Gedanken, daß sie allein durch Mora glücklich gewesen war; sie fand sich weniger strafbar, wenn sie sich bestraft fühlte. Ihre Gewissensbisse waren für die verletzte Treue eine Huldigung der Tugend, ihr unvergänglicher Schmerz eine Huldigung der Liebe für den Schatten des Verstorbenen.

Guibert hatte in seinem Verhältniß zu ihr stets das Uebergewicht, das ein kaltes Herz so leicht über ein glühendes zu behaupten vermag, und dies gab bei Juliens tiefem Seelenleiden seinem Betragen gegen sie zuweilen einen Anflug von Mitleid, der ihr Herz vollends brach. Leidend, unaussprechlich leidend, kann ein Wesen, wie Julie, doch noch das Dasein lieben und den Mann anbeten, um den sie leidet, so lange sie sich nur geliebt glaubt, und das aus Zug des Herzens, nicht aus Dankbarkeit, oder aus schonender Rücksicht. Der Gedanke, dem Ge-

liebten zu seinem Glück entbehrlich geworden zu sein, entwürdigt eine gefühlvolle Seele in ihrem eignen Bewußtsein und lähmt alle ihre Fähigkeiten. Das heiligste, das mächtigste Gefühl des menschlichen Herzens soll und darf nie als eine Gabe des Mitleids und der Pflicht erscheinen, da es seiner Natur nach viel erhabener ist, als diese.

Es kamen freilich Stunden, wo ihr war, als gelte er ihr nichts mehr, als sei er ihrer Seele so fremd, daß sie eine Art von Beschämung darin fand, ihr ganzes Dasein in diese Liebe zu ihm versenkt zu haben; sie glaubte sich dann gegen ihn erkältet, doch sobald sie ihn wieder sah, reichte ein Wort von ihm hin, ihren Schmerz, ihr Unglück, ihren Willen und ihren Entschluß zu besiegen. Sie fand sich dann stets von Neuem so gefesselt, so unauflöslich an ihn gebunden, daß sie wohl erkennen mußte, es gebe für sie keine andre Zuflucht gegen den Mißbrauch seiner Gewalt, als das Grab. Jede Leidenschaft macht die Menschen zu Sklaven, die ihre Ketten wechselsweise lieben, oder hassen, ohne je die Kraft zu haben, sie zu brechen. Julie fand oft Glück darin, schwach zu sein; sie wollte doch noch

lieber mit Schmerzen fühlen, daß sie ihn liebe und es ihm wiederholen, als verläugnen, was er ihr gelte. Ihre Gesundheit erlag diesen Erschütterungen, sie hatte oft Fieber, hustete und fing an, Blut auszuwerfen.

Während dieses Zustandes verließ Guibert Paris auf einige Monate, um ein Reise nach Straßburg zu machen, wohin ihn Geschäfte und Familienverbindungen riefen. Die Herzlosigkeit, mit der er sich von ihr trennte, empörte sie, und sie gelobte es sich, keinen Brief von ihm mehr erbrechen, keinen mehr beantworten zu wollen. Acht Tage lang blieb sie diesem Entschluß treu, allein sie wurde in diesen acht Tagen so blaß und so matt, als habe sie eine schwere Krankheit überstanden. Mit hastigem Herzklopfen empfing sie am zweiten Tag nach seiner Abreise den ersten Brief, aber sie erzwang es von sich, ihrem Vorsatz treu zu bleiben. Unzählige Mal las sie die Aufschrift desselben, unzählige Mal nahm sie ihn in die Hand; selbst in der Nacht wachte sie mehrere Male auf, um sich zu vergewissern, daß er auf ihrem Herzen ruhe, und daß sie im Besitz desselben sei. So herzensschwach, pries sie sich

doch wegen der Stärke und der Selbstbeherrschung, mit der sie dem mächtigen Verlangen, den Brief zu lesen, zu widerstehen wisse. Sechs Tage lang vermochte nichts, sie auch nur einen Augenblick von diesem Brief abzuziehen; hätte sie ihn gleich, als sie ihn erhielt, erbrochen, so hätte er nie einen so erschütternden Eindruck auf sie zu machen vermocht, als jetzt ungelesen. Sie wartete sehnlichst auf einen zweiten Brief; Guibert mußte doch durch ihr Verstummen befremdet werden, und ihr eine Erklärung desselben abfordern; als nun aber dieser zwei Posttage lang ausblieb, kam sie auf den Gedanken, er könne krank geworden sein, und ohne zu wissen, was sie that, war da sein Brief erbrochen, gelesen, wieder gelesen und mit heißen Thränen benetzt. Dieser Brief athmete eine Zärtlichkeit, die Juliens Entschlüsse in einem Nu vernichtete und sie ganz wieder in die alten Fesseln schlug.

Guibert lernte auf dieser Reise ein Fräulein von St. Aignan kennen, und schrieb an Julien, ihr seine Verlobung mit dieser bekannt zu machen. Julie liebte ihn zu wahr, als daß sie nicht oft den Wunsch empfunden und auch gegen Guibert ausge-

sprochen hätte, ihn mit einer edlen, liebenswürdigen Gattin verbunden zu sehen. Die Vergeudung seiner Talente und seiner Fähigkeiten ängstigten sie. Dies unstäte Umhertreiben in den Pariser Salons, bei dem er, durch keine ernste Thätigkeit beschäftigt, durch kein tieferes Gefühl beseelt, nur Befriedigung für seine Glanz= und Eroberungssucht fand, mußten ihn an Geist und Gemüth allmählig verarmen, und so reich er auch von der Natur ausgestattet war, doch endlich verderben. Bei der Reinheit ihres Herzens und ihres Verhältnisses zu ihm war es ihr auch kein schmerzliches Opfer, ihn verheirathet zu sehen, und sein Glück ihr in vollster Wahrheit viel heiliger und theuerer, als ihr eignes — aber daß er wählen konnte, ohne sich ihr zu vertrauen, daß sie die wichtigste Entscheidung über sein Leben nur zu gleicher Zeit mit allen seinen andern Bekannten erfuhr — das war mehr, als herzlos. Sie fühlte, daß er verpflichtet gewesen wäre, ihr bei diesem Anlaß etwas Wohlthuendes und Milderndes zu sagen, eben weil sie empfand, daß es in seiner Macht gestanden hätte, es thun zu können, und doch würde ihre Liebe noch über diese persönliche Verletzung, wie über so viele frühere, gesiegt haben, allein nur seine

Größe konnte Julie mit seinem Mangel an Güte versöhnen und diese Verbindung zwang sie, klein von ihm zu denken. Wahrheit war der Grundzug von Juliens Charakter. Hätte Guibert Julien gestanden, daß er, von der Schönheit seiner Gattin geblendet, ohne Berücksichtigung aller Verhältnisse einer sinnlich aufflammenden Neigung Gehör gebe, indem er sich mit ihr verheirathete, so würde Julie ihn beklagt, aber nicht verdammt haben, so aber hatte er sich in ein Gewebe von Lügen verstrickt, um eine eben so unwürdige, als unbesonnene Wahl zu beschönigen, und diese Unwürdigkeit konnte Julie an dem geliebten Mann nicht verschmerzen. Guibert's Verheirathung hatte auch auf sein ganzes Leben den nachtheiligsten Einfluß; sie wurde allen Planen seines Ehrgeizes feindlich; die junge Frau war schön, aber sie blieb es nur sehr kurze Zeit; dabei war sie ganz ungebildet; ihr Charakter hatte alle Fehler eines verzogenen Kindes, ganz Paris sprach von ihrer Dummheit und ihrer Ungeschicklichkeit, sich in den geselligen Kreisen dieser Hauptstadt zu bewegen. Guibert's Familie und alle seine Freunde waren unzufrieden mit einer Wahl, die er selbst nur zu bald bitter bereuete und die ihn trotz seiner Talente und seiner

Ansprüche in eine Dunkelheit hinabriß, für die er nicht geeignet war, und die zu schmücken, ihm alle Tugenden der Häuslichkeit fehlten.

Julie fühlte, daß jetzt Schweigen allein ihrem Unglück, ihn nicht mehr achten zu können, gezieme, aber die furchtbare Erschütterung dieser Wendung ihres Verhältnisses lähmte Wochen lang alle ihre geistigen Fähigkeiten, wie ihre körperlichen Lebenskräfte; sie vergoß keine Thräne, sie erlaubte sich keine Klage, keinen Vorwurf, sondern ließ seinen Brief ganz unbeantwortet, da es ihr als Erniedrigung erschien, mit ihm, dessen Unwerth sie jetzt unglücklich machte, von diesem Unglück zu reden. Er hatte ihr in seinem letzten Briefe geschrieben: „Schonen Sie Ihre Gesundheit, meine Freundin, und bedenken Sie, daß ich es keineswegs werth bin, daß Sie um mich leiden." — Ja, freilich war er nicht werth, daß solche Thränen um ihn flossen, solches Herz um ihn brach — aber eben das war es ja, was Julien, für die Leben und Liebe Eins geworden waren, das Todesurtheil sprach!

Juliens Freunde nahmen die Erschöpfung aller ihrer Kräfte für Ruhe, aber sie war nur ein Vor-

bild von der Ruhe des Grabes, der dieser Zustand sie zuführte. Nichts von Allem, was sie sah, was sie hörte und was sie that, konnte in ihrer Seele eine Regung des Antheils erwecken. Dies negative und passive Dasein war für sie, die, so lange die Fülle ihrer Empfindung sie trug und über die Erde emporhob, das Bedürfniß, das Glück und den Wunsch, zu leben, so vollkräftig empfunden hatte, Vernichtung. In diesen Tagen antwortete sie einst, als Diderot sie fragte, wie es ihr gehe? — „beinahe so gut, als wenn ich schon gestorben wäre;" — und als man von ihren schlaflosen Nächten sprach, sagte sie, „man solle einen Unglücklichen um einen Maßstab für seine Leiden zu haben, immer zuerst fragen: kannst du schlafen? und dann: wie alt bist du?"

Am Jahrestag von Mora's Tode erhielt sie noch zwei Briefe von ihm, einen aus Madrid vom 3. Mai, geschrieben in dem Augenblick, wo er in den Wagen stieg, um zu ihr zu eilen, den andern aus Bordeaux, wo er schon sterbend angekommen war, und in dem er es noch aussprach, wie sehr er das Leben liebte, weil es ihn glücklich machte,

von ihr geliebt zu sein. — Beide Briefe waren durch einen unerklärlichen Zufall ein Jahr lang auf der Post liegen geblieben, und sie erhielt sie jetzt an Guibert's Hochzeittage!

Trotz des Heilbalsams, den das Gefühl, sich von edlen Menschen geliebt und unverkannt zu sehen, für Seelenwunden hat, boten Juliens Freunde — D'Alembert, Turgot, Marmontel, Diderot, Thomas, Henault, Chatelux und andere ausgezeichnete Menschen mehr — Alles vergeblich auf, um sie zu retten. Die Hoffnung allein erhält den Menschen und sein ganzes Dasein welkt unendlich schnell, wenn sie erstirbt. Julie war zu sehr verletzt, um je wieder geheilt werden zu können. Dazu kam, daß Guibert sie jetzt mit seinen Briefen verfolgte. Er, der nie etwas für ihr Glück zu thun versucht hatte, war ein zu kalter Selbstsüchtler, um sich seines Einflusses auf ihr Schicksal und ihr Leben freiwillig zu begeben oder zuzulassen, daß sie ihm entsagte. Er schrieb an sie, um sich über sie zu beklagen; er nannte ihr Betragen gegen ihn Eigensinn, ihr Verstummen Herzlosigkeit und Treubruch, er glaubte sich zu Vorwürfen gegen sie berechtigt, gegen sie,

die ihn mit so unaussprechlicher Hingebung geliebt hatte, daß das glühendste Herz sich dadurch in seinen kühnsten Forderungen beseligt gefühlt haben würde. „Nicht Unmuth, nicht Dankbarkeit,“ schrieb er ihr, „erzeugen meine Klagen und Vorwürfe, sondern das Gefühl, daß Ihre Liebe mir zum Glück meines Lebens unentbehrlich geworden ist, und daß mir nie ersetzt werden kann, was ich in Ihnen verliere.“ — Auch ist es wahr, daß er, ohne Juliens Empfindung zu theilen, ohne daß es ihn beglückte, geliebt zu sein, wie sie ihn liebte, ohne auch nur ihre Liebe für ihn eigentlich zu begreifen, doch nicht der Befriedigung entsagen konnte und wollte, die für seine Eitelkeit darin lag, so ausschließend und einzig von einer der ausgezeichnetsten und liebenswürdigsten Frauen seiner Zeit geliebt zu werden. — Keine seiner später geschloßnen Verbindungen hat ihm auch je wieder ersetzt, was er mit ihr verlor.

Julie kannte ihn jetzt genug, um ihn in Sicherheit vor tiefen Schmerzen zu wissen, allein sie konnte es sich doch nicht verhehlen, daß ihr Todesröcheln strenge mahnend an sein Ohr schlagen werde, und um ihm dies zu ersparen, willigte sie in die

Wiederanknüpfung ihres Umgangs und ihres Verhältnisses. Doch sah sie ihn nie wieder unter vier Augen, sondern nur in den Abendstunden, wo alle ihre Freunde sich um sie versammelten.

Sie liebte ihn, sie litt um ihn bis zum letzten Schlage ihres Herzens, das mit allen seinen Flammen, immer schmerzlicher aufzuckend, den 30. Mai 1776, zwei Jahre nach Mora's Tode, in seine Phönix-Asche zusammensank.

Jugendansichten.

1.

Aus Julianens Tagebuch.

Nein, kein Wesen auf der Welt genießt doch den Reiz des Lebens süßer und berauschender, als eine junge, schöne, geistreiche, von Allen gefeierte Frau! Was ist Heldenruhm, was Königsgewalt gegen die Herrschermacht der Schönheit? Gestern wurde das glänzende, im voraus so viel besprochene Fest zur Feier der Rückkehr unsers Prinzen gegeben; alle Künste waren aufgeboten, ihm zu huldigen und doch schien ich von dem Augenblick meines Eintrittes an die Königin des Festes zu sein. Diese Jugendzeit ist ein wahres Feenreich auf Erden; aber ach! warum ist die Herrschaft unsrer Reize so

vergänglich, da sie doch unaussprechlich süß, so glücklich berauschend ist?

Ich bin jetzt 25 Jahr und noch so blendend schön, wie ich es nur je war, da ich den ersten schon verflogenen zarten Jugendduft durch die Kunst des Anzugs, durch regeres, geistiges Leben, durch eine zum Talent ausgebildete Unterhaltungsgabe und durch die Fähigkeit, mich geltend zu machen, zu ersetzen weiß; — aber wie lange werde ich noch schön sein! wie bald wird man doch auch von mir das furchtbare Wort sagen: die Frau conservirt sich zum Erstaunen! und wie Vieles von meinem Leben, meinem Glück wird mit der Jugend der äußern Erscheinung versinken! Selbsttäuschung ist bei meiner Welterfahrung nicht möglich; Rang und Reichthum können mir den Einfluß nicht gewinnen, in der Gesellschaft nicht den Standpunkt sichern, den mir jetzt die Schönheit gibt; ich werde gegen Andere zurücktreten müssen, ich werde mich verdunkelt, mich überglänzt finden, und das ist ein entsetzlicher Gedanke. Ich bin jetzt so glücklich, so unaussprechlich glücklich und dies Glück verschwindet unerbittlich mit der Jugend. Nur der unersättliche, der nie zu stillende Hang nach diesem Vollgenusse

der Weiblichkeit bleibt zur Qual der Seele zurück, die diesen Zauber gekostet hat, und die Erinnerung schärft ihn, statt ihn zu mildern. Unsre Eitelkeit, unsre Gefallsucht, unsre Ansprüche bleiben dieselben; das Alter verstärkt sie, wie den Wein, und sie verlassen uns selbst im Tode nicht. Oder sollte es ein Weib geben, das nicht noch mit Grazie zu sterben, nicht noch im Sarge einen angenehmen Eindruck zu machen wünschte?

Himmel! was ist es für eine schöne junge Frau ein verdrießlicher, unleidlicher Gedanke, daß man diesem verwünschten Alter nur durch den Tod entfliehen kann und daß jeder Tag uns etwas von dem raubt, um dessen Besitz es sich allein der Mühe lohnt, zu leben. Wie kann man sich nur darüber wundern, daß die alten Jungfern und Matronen so übellaunig, so verstimmt gegen Welt und Menschen sind! Sie haben ja vom Leben nichts mehr als den geschmacklosen, widerlichen Bodensatz zu genießen; es bleibt ihnen nichts mehr von jenen, unsrer Eitelkeit so angenehmen Huldigungen; nichts mehr von jener Sicherheit, blos durch unsre Erscheinung allen Ueberdruß, alle Langeweile erjagen zu können; nichts mehr von jenen zarten Auszeichnun-

gen, jenen leisen Beziehungen, die die wahre Seele der Geselligkeit sind; ihr Blick weckt nicht mehr Geist und Leben in Jedem, der sich ihnen naht; ihr Auge trifft nur noch auf zufällige, vorübereilende, anderwärts beschäftigte Blicke; man redet mit ihnen nur im eisigen Ton des Anstandes, — keine Schmeichelei mehr, — vielleicht noch zuweilen ein ehrfurchtsvoller Handkuß, aber kein leiser, verstohlener Händedruck mehr, kein Erbeben der Wonne bei ihrer Annäherung, kein Erröthen der Freude mehr, — sie hören nur noch die Seufzer der Langeweile; — von dem Augenblick an, wo sie aufhören, durch ihre Reize zu interessiren, ist Vernachlässigung ihr unvermeidliches Loos. Gesundheit, Heiterkeit, Witz, Muthwillen, Grazie, diese Kinder der Jugend und der Liebe, — alle verschwinden, alle verblühen. Das Gesicht, das sie schmückten, dem sie Leben und Ausdruck gaben, wird nun durch Verdruß und Alter entstellt und keine geheime, noch so lange und kunstreiche Toilette vermag das zu verstecken und zu ersetzen. Die Liebesgötter haben einen unüberwindlichen Abscheu vor grauen Haaren. —

Großer Gott! welch ein schrecklicher Zustand! welch ein ungeheurer Vorrath von Philosophie ge-

hört dazu, um den Gedanken daran ohne Verzweifelung denken zu können! Und doch wird diese Ferne unausbleiblich auch für mich einmal zur Gegenwart werden. Trost über den Verlust dieser weiblichen Jugendvorrechte ist gar nicht möglich; aber das Empörendste ist, daß die Blüthe, von der unser Glück abhängt, so leicht, so schnell verwelkt. Die klügsten, geistreichsten Frauen verstehen hierüber, trotz dem, was ihnen übrig bleibt, so wenig Spaß, als Alle, die es nicht sind. Sie ahmen nur mit geziemendem Ausdruck dem Fuchs in der Fabel nach, der die Trauben sauer schalt, von denen er nicht naschen konnte. Erklärte selbst doch die geborne Fürstin aller geistreichen Frauen, die Frau von Staël, mehrere Male, daß sie die Schönheit ihrer Freundin Recamier gern mit allem Glanz ihres Ruhms erkaufen würde, wenn es in ihrer Macht stehe, dies thun zu können. Sie hat ganz Recht, denn da uns im Himmel wahrscheinlich nicht mehr die Cour gemacht werden wird, so bleibt es ein für die ganze Reihefolge unsers Daseins empfindlicher und fühlbarer Verlust, wenn wir diese eigenthümliche Wonne der Weiblichkeit in ihrer wunderbaren Verschmelzung von Eitelkeit, Sinnlichkeit, Geist

und Herz nicht voll und rein durchempfunden haben. Es ist ein schönes, ein erhebendes Gefühl, sich geachtet, sich von einem edlen Mann hoch und werth gehalten zu fühlen; aber für unsre Weiblichkeit ist es ein unaussprechlich süßer und gewiß ein wahrhaft rein und menschlicher Genuß, sich nur als Weib, nur als liebenswürdiges, Wonne und Glück spenden könnendes Weib angebetet zu fühlen, und wenn man nicht mehr jung und hübsch ist, so hilft aller Seelenwerth, alle Geistesbildung nicht, sondern Erfahrung und Beobachtung lehren uns, daß die Männer nie unsern Verdiensten, sondern nur der Jugend und der Schönheit huldigen. Und gehuldigt wollen und müssen wir nun einmal sein, wenn wir uns glücklich fühlen sollen! Es ist und bleibt der einzige reelle Genuß für ein Weib. — —

Doch fort, fort mit diesen finstern Gedanken! rasch einen Schleier über diese furchtbare Zukunft! Warum durch so düstre Vorahnungen, durch so gräuliche Reflexionen eine Zeit verdunkeln, von der man, eben wegen der Vergänglichkeit ihrer Blüthe, jeden Augenblick schätzen und benutzen muß?

2.

Aus Nataliens Tagebuch.

Wie ruhig, wie still liegt die weite Winterlandschaft vor mir! Schon werden die Sterne bleicher, der Morgenhimmel röthet sich im Feuerglanze und das Schneegefilde färbt sich in seinem Wiederschein. Bald steigst du herauf, goldene Sonne, und mit deinem ersten Strahle liegen 25 Lebensjahre hinter mir. Mit ihnen scheidest du von mir, rosige Jugend, mit deiner süßen Schwärmerei des Herzens, mit deiner Sehnsucht nach Liebe, mit deiner Hoffnung auf Glück, mit deiner Zusicherung unendlicher Lebensfülle! — Ich stehe am Scheidewege und blicke tief gerührt zurück auf die durchwandelte Bahn. Wie ist sie mit Blüthen jugendlichen Frohsinns, freundlicher Täuschung, goldner Träume und unbegrenzten Vertrauens bestreut! — Welche süße Thränen, welche geliebte Schmerzen, welche wehmuthsvolle Freuden! — Welche Frische und Neuheit aller Ansichten und Erfahrungen, welcher Reiz des Lernens und des Suchens und des Findens! — Und das Alles liegt nun hinter mir! — Die geistige Dryade, die mit der Jugendhülle und in ihr auf=

blühete, wird sie nun auch mit ihr welken? — werde ich nun, gleich einer Wasserpflanze nach abgefallener Blüthe, versinken in die kalte, öde Tiefe geist- und herzloser Abgestorbenheit? —

Nein! mag gleich mit der Jugendblüthe das Reich der Eitelkeit und des Reizes enden, ich will diesem vergänglichen Schmucke des Mädchenlebens nicht nachweinen und noch weniger mich ängstlich mühen, die Fliehende zu fesseln. — Früh habe ich mich an den Gedanken ihrer Flucht gewöhnt, früh mich darauf vorbereitet, sie jetzt nicht als den Verlust meiner süßesten Gabe beweinen zu müssen. Fahre denn wohl, du lieblicher Frühling des Lebens! Wohl warst du schön, und deine farbigen Wundernebel schmückten Welt und Leben und auch mich mit holdem Reize; jetzt sinken sie und seine rosigen Erscheinungen verschwinden; aber auch die Gewitter ziehen heim; es wird lichter um mich und eine reinere Luft beginnt mich zu umfangen. Unersetzlich bleiben deine Güter, und eben deßhalb laß sie mich jetzt beim Scheiden noch einmal liebend und segnend überblicken.

Lieblicher Jugendreiz — o gewiß, dein unverkennbarer Einfluß auf die mich umgebenden Menschen

gewährte viel Freude, gewährte süßen Genuß! Das wird nun aufhören; ich werde mühsam verdienen und gewinnen müssen, was du mir als leichte Himmelsgabe unverdient wie ein Glück sichertest und Mancher, der mich nur um deinetwillen auszeichnete, wird sich künftig von mir wenden. Aber die Gabe, mir edle Menschen in Liebe und Vertrauen zu gewinnen, ist nicht an deinen Besitz gebunden; sie wird mir in jedem Zeitpunkte meines Lebens bleiben. Mein Herz ist nicht verarmt; — Treue, Liebe, Güte sind die Elemente meines innersten und eigentlichsten Seins, und wie sich mein äußeres Leben auch gestalte, so lange ich das Bedürfniß, die Menschen zu lieben, so empfinde, wie jetzt, so lange werde ich mich auch vor Vereinzelung und Einsamsein im Leben geschützt fühlen.

Doch auch du, froher Jugendsinn, mit deinem Reichthum an Hoffnungen, mit deiner köstlichen Gabe des schnellen Verschmerzens bitterer Erfahrungen, scheidest! — Allein dein Element war Fröhlichkeit, nicht Heiterkeit. Diese ist eine Tochter des Seelenfriedens und der innern Herzensruhe, und diese letztere kennt die Jugend, so ungeduldig in ihren Wünschen, so unsicher in ihrem Streben, so

maßlos in ihrem Schmerze, noch nicht. Jetzt aber kenne ich sie. Das Leben hat meine Hoffnungen berichtigt, meine Wünsche beschränkt, meinen Standpunkt in der Gesellschaft bestimmt und mein Verhältniß zur Außenwelt festgesetzt; — ich habe erkennen lernen, was mir frommt. Nun wird mir ein stiller, ruhiger, aber fest in dem eignen Sein begründeter Genuß des Lebens möglich; und sollte er mir nicht Ersatz gewähren können für die hellere Lebendigkeit der Empfindung und für das jugendliche Uebermaß verschwundener Hoffnungen und schöner Träume?

Wenn ich früher auf den gegenwärtigen Zeitpunkt meines Lebens blickte, fragt' ich mich oft mit unaussprechlicher Wehmuth: wie sollst du dein Herz vor einer trostlosen Verarmung, vor dem Gefühl drückender Leere schützen? — Und nun fühle ich dies Herz treuer, wärmer, inniger denn je in meiner Brust schlagen; die Welt ist mir nicht leer, das Leben nicht gehaltlos, nichts Heiliges ist mir zum Mährchen geworden und freundliche Genien des Himmels schweben um mich; Menschen, die ich unermeßlich, mit ganzer Seele und mit ungetheiltem Herzen liebte, sind mir verloren; die Freundin mei-

ner Jugend, meine edle, treffliche Lotte, ist mir entrissen; der Geliebte hat sich mir durch seinen Unwerth entfremdet; aber die Liebe in meiner Brust ist unvermindert, und sie, für die ich alle blühende Hoffnungen meines Lebens hingab, sie, der ich vertrauete, weil ich ihre Göttlichkeit fühlte, sie hat die früher so heiß blutenden Wunden meines Herzens gestillt und geheilt. Sie ist mir jetzt der volle, aus unversiegbaren Quellen fließende Strom des geistigen Lebens, von dem die Liebe zu dem Einzelnen nur ein Ausfluß ist, der ihre reiche Fülle in der Menschenseele nie erschöpfen kann. Der Mensch verliert den Menschen, den er liebt; aber die Liebe ist ewig, und müßte sogar mein Herz sich verschließen gegen Alle, die mich umgeben, was doch undenkbar ist, so würde sie sich doch bald einen neuen Weg bahnen; sie würde mich zur Dichterin machen, oder mich auch so lebendig, so innig zu Gott hinziehen, daß ich der Liebe der Menschen nicht mehr zur Vermittlerin zwischen ihm und mir bedürfte. Je mehr der Strom in seine Ufer eingezwängt wird, je tiefer gräbt er sich sein Bett und strömt dann voller und reiner, als wenn er in weiter Fläche fortgleitet. Mein Herz wird nie erkalten; daß es geschehen

könnte, ist mir undenkbar, wie Vernichtung. Mein Geist kann die Eine so wenig fassen als das Andre, weil er sich mit Liebe und Dasein Eins fühlt und von dem Bewußtsein beider so wenig scheiden kann, als von sich selbst.

Da tritt sie hervor, die holde Morgensonne, und ihr erster Strahl fällt auf dies Blatt. Fahre wohl, du Jugend der äußern Erscheinung! dankend sehe ich dir nach, aber heiter erfreue ich mich der Gegenwart und hoffend blicke ich in die Zukunft. Geist und Liebe, bleibet die Schutzengel meines Lebens und verklärt noch als mildes Abendroth das Dasein der Matrone, wie ihr jetzt meines Lebens Mittag erhellt! —

Ottilie.

Schon seit acht Tagen hatte ich in Swinemünde auf guten Wind gewartet und mich in der für ein Mädchen so heilsamen Tugend der Geduld geübt, als man mir endlich die Nachricht brachte, morgen früh mit Sonnenaufgang solle ich am Bord sein; der Wind habe sich gedreht, und mein Schiffer wolle dann die Anker lichten. Eingepackt war schon lange; mein Vormund war vor zwei Tagen verreiset, er hatte also schon mein Lebewohl empfangen, und ich konnte diesen letzten Abend ganz ungestört der süßen Wehmuth weihen, mit welcher ich ein Land verließ, wo ich freilich manche Thräne geweint, aber auch den Zauber genossen hatte, den Jugendphantasie und die reiche Unendlichkeit des eignen Herzens dem Leben zu verleihen vermögen.

Ich eilte in's Freie, um noch einmal vom Adlerberge die Sonne untergehen zu sehen. Der

Gipfel dieses Berges ist mit Bäumen besetzt; man übersieht also nicht den ganzen Horizont, sondern nur auf drei Seiten öffnet sich perspectivisch der Wald. Links die schöne, diesen Abend so ruhige, blaue Ostsee, in der die Sonne, im Scheiden noch segnend und liebend, eben versank. Gerade vor mir die dem Meer abgewonnene, Meilen weit sich erstreckende Plantage, zu der sich der Berg in sanften Abhängen und den mannigfachsten Schattirungen schönen Baumschlags bis zur Rhede herabsenkt, und Swinemünde selbst mit seinen zierlichen rothen Häuserchen und lebendigen Straßen; dahinter die Swine und die Insel Wollin mit ihren finstern Wäldern und vom Abendroth vergoldeten, blauen Hügeln; dann das frische Haff und Pommern in seiner unübersehbaren Fläche von Wiesen, Hölzern, blühenden Saatfeldern, den Thürmen von zehn Städten und dem schönen Vorgebirge Golmen; rechts im Vordergrunde die schöne Wolgast, welcher ganze Rudel Hirsche zuzogen, und über den See hinweg der Blick so frei in eine freundlich dämmernde, von der Peene und von Wolgasts und Anklams Thürmen begrenzte Weite. —

Nie werde ich diesen Abend vergessen; nie der

Empfindung, mit welcher ich seinen Zauber genoß. Den Druck der getragenen Fesseln fühlte ich erst jetzt, da sie zerbrochen waren, und unerträglich würden sie mich gedünkt haben, wären sie mir, nachdem ich das Glück der Freiheit gekostet, wieder angelegt worden. Aber nun, so frei, so glücklich im Augenblick der Gegenwart, und doch so voll Vorgefühl eines noch höheren Glücks, dem Wiedersehen von Mutter und Schwester so nahe! morgen, morgen schon der Tag der Reise! —

Mein Vater, ein Beamter im M—schen, wurde mir entrissen, da ich noch Kind war; aber der Himmel hatte mir und meiner Schwester Amalie das größte Gut gewährt, das seine Güte einem Mädchen zu gewähren vermag: eine edle, treffliche Mutter.

Sie zog nach dem Tode meines Vaters in ein kleines Landstädtchen, wo wir von ihrer Pension sehr eingeschränkt, fast dürftig lebten; doch wir waren zufrieden, heiter, arbeitsam und so glücklich, wie Kinder es nur immer sein können. Ich war schon vierzehn Jahr alt, als die Schwester meines Vaters meiner Mutter schrieb, der Tod habe ihr ihren einzigen Sohn geraubt, und sie solle ihr daher eine ihrer Töchter senden, die sie, wenn sie sich nach

ihrem Sinne ziehen lasse, an Kindes Statt annehmen und zu ihrer Erbin einsetzen wolle. Die Frau galt für böse und geizig; sie hatte seit vielen Jahren mit meinen Eltern in Unfrieden gelebt und uns, trotz ihres Vermögens, nie unterstützt.

Meine Mutter konnte daher in ihrem jetzigen Anerbieten kein vollkommenes Glück für Eine von uns finden; aber sie war auch zu besonnen, um es ohne reifliche Ueberlegung zu verwerfen, da es das Schicksal ihrer Töchter zu sichern schien, die sie sonst bei ihrem Tode ganz schutz- und hülflos zurücklassen mußte. Ich, die ich ihre bange Besorgniß wegen unserer Zukunft schon theilen konnte, drang in sie, diesen Antrag anzunehmen. Amalien konnte und wollte sie nicht von sich lassen, weil das zwölfjährige Kind zu leicht eine schiefe Richtung hätte bekommen können; in mir glaubte sie mehr Sicherheit gegen schädliche Eindrücke voraussetzen zu dürfen, und so ward es beschlossen, daß ich zu der Tante reisen sollte.

Der Abschied von Mutter und Schwester wurde mir durch den Gedanken erleichtert, daß ich sie nur verlasse, um ihnen in der Zukunft ein sorgenfreieres Leben zu sichern. Voll fröhlicher Jugendhoffnung, voll Vertrauen auf Menschenherz und Menschen-

werth, kam ich ganz wohlgemuth bei der Tante an, die ich auch gar nicht fürchtete, da mir von Härte und böser Laune nur die Worte bekannt waren. Die Tante . . . sie ruhe sanft! — gar zu gern hätte sie mich nicht ein wenig, sondern recht viel gequält; aber so recht wollte ihr das nicht gelingen. Ihr Gut lag auf der Insel Usedom, in einer öden, ganz einsamen Gegend; das Haus war verfallen, die Meubles wurmstichig, der Garten nur mit Kohl und Kartoffeln bepflanzt.

Die Tante hielt mich sehr strenge zum Fleiß und zur Wirthlichkeit an; sie hieß mich aber auch, was ich dadurch zu Stande brachte, als mein Eigenthum ansehen, und das gab mir Freude am Fleiße, und Erfahrung dessen, was Ausdauer und Emsigkeit bei der Arbeit fertig zu schaffen vermögen. Aber, aber . . . ich war an interessanten Umgang, an das belehrende, freundliche Gespräch meiner Mutter, an das trauliche Geschwätz meiner Schwester gewöhnt, und hörte jetzt nur brummen und schelten. Ich besaß manch kleines Talent, ich liebte die Lectüre; aber die Tante litt von Büchern nur Gesangbuch und Katechismus im Hause, und an ein Clavier, warum ich oft so innig bat, war nicht zu denken: ja, ich

durfte nicht einmal singen! Das war hart; noch härter aber war es, daß ich nie mit ihr von Mutter und Schwester, nie von der geliebten Heimath plaudern und nur alle Vierteljahre einmal schreiben durfte. Dann schrieb ich immer, so oft auch eine wehmüthige Thräne auf das Papier fiel, recht froh, und freute mich, wenn meine theure Mutter in ihren Antworten zeigte, ich habe sie getäuscht, sie glaube mich zufrieden und glücklich. Unglücklich war ich aber auch nicht; ich hatte ein paar Rosenstöcke, mehrere Tauben, viel, viel Veilchen; ich listete der Tante doch zuweilen ein Stündchen Einsamkeit oder ein wohlwollendes Lächeln ab, und konnte doch, wenn sie den Rücken wandte, einige Male auf meine eigene Hand das Zimmer durchtanzen, oder ein Lied singen. Das machte mich denn so froh, daß die Tante selbst wohl auf Minuten von ihrem Murrsinn aufthaute.

Umgang hatten wir durchaus gar nicht; aber nicht weit von unserm Hause lag ein schöner, Meilen langer Forst, und in dem Forste der dunkle eichenumkränzte See Zarnin. Den ganzen Sommer über durfte ich nur drei- bis viermal dahin gehen; aber mit welchen vollen, durstigen Zügen sog ich dann

auch Leben, Freiheit und Heiterkeit ein! wie belebt war mir diese Natur! wie bald kannte und liebte ich jeden Baum, jede Epheuranke, die ihn für mich, das einzige empfindende Wesen in dieser Wildniß, schmückte! wie gab ich den Schwänen, die so still und friedlich auf dem See wohnten, Grüße mit, wenn sie nach dem wärmern, schönern Lande zogen! wie liebend hieß ich sie bei der Rückkehr willkommen! — Unendliche Vorsicht, wer hat je diesen Zauber schuldloser, reiner Jugendfreuden genossen, ohne hoffend zu ahnen, er werde uns wiederkehren beim Eintritt in ein höheres Frühlingsleben! —

So verstrichen zwei Jahre: da fühlte ich mich zum ersten Mal recht tief gekränkt und so ernstlich betrübt, als man es nur immer im sechzehnten Jahre, wo auch der tiefste Schmerz poetisch ist, sein kann. Meine Schwester ward Braut eines jungen Kaufmanns, der in unserm Städtchen wohnte, und dessen Sitten und Rechtlichkeit meine Mutter bewogen, ihm die vierzehnjährige Amalie zu geben, besonders da diese unter ihren Augen blieb. Schon lange war ein Besuch bei den Meinen mein sehnlichster Wunsch gewesen; manche Thräne der Liebe und Sehnsucht floß, wenn ich in stillen Nächten

die Zugvögel hin zur Heimath ziehen hörte: aber die Tante verweigerte mir stets hartnäckig die Erlaubniß dazu. Jetzt erhielt ich eine Einladung zur Hochzeit meiner Schwester; meine Mutter schrieb selbst an die Tante; ich bat mit heißen Thränen, mit Worten, die mich selbst immer mehr erweichten, je unerbittlicher sie blieb. — „Verlässest Du mich, so lange ich lebe, so kehrst Du nie wieder,“ war und blieb die Schlußformel ihrer Antwort, die einen Unmuth in mir weckte, dem die Erfüllung dieser Drohung sehr erwünscht schien.

Der Gedanke: du bist hier, um deiner Mutter ein sorgenfreies Alter zu sichern, kämpfte ihn zwar nieder; doch meine heitere Laune war dahin. Es war gegen den Frühling, und je herrlicher dieser seine Blüthen entfaltete, je heimlicher und wehmüthiger ward mir. Ich hielt diese Stimmung für Vorgefühl einer Krankheit, und fing an, mich mit Sterbegedanken vertraut zu machen; aber statt meiner wurde die Tante krank und am Johannistag ward sie begraben. Der Arzt, den ich in ihrer Krankheit kennen gelernt hatte, nahm sich meiner väterlich an und schlug mir vor, die Eröffnung des Testaments in seinem Hause in Swinemünde abzuwarten; ein

Anerbieten, das mir um so willkommener war, da ich mir nach dem Tode der Tante in dem alten, wüsten Hause mehr denn je mißfiel und doch nicht gleich an meine Rückkehr nach Hause denken durfte.

Das Testament ward eröffnet, und ich fand mich im Besitz eines schuldenfreien Landguts und eines ansehnlichen Capitals. Das Gericht ernannte mir einen Vormund, das Gut ward verpachtet, und so stand nach einigen Wochen meiner Abreise nichts mehr im Wege. Meine Mutter schrieb mir, ich solle über Stettin gehen, wo ich meinen Schwager vorfinden würde, unter dessen Schutz ich den übrigen Theil des Weges zurücklegen sollte.

Und jetzt war dieser so sehnlich gewünschte Tag der Reise da! Wind und Wetter begünstigten die reizende Wasserfahrt, und bei meiner Ankunft in Stettin fand ich meinen Schwager schon dort, in dem ich bald den redlichen, gutherzigen Gatten meiner Amalie schätzen und lieben lernte.

Schon hatte ich mit klopfendem Herzen die Grenze meines Vaterlandes wieder betreten, schon rechnete ich den Augenblick des Wiedersehens nach den Stunden des letzten Trennungstages aus, und

verließ am Morgen desselben innig froh die Landschenke, wo wir übernachtet hatten, ohne die einzelnen Regentropfen und den rundum bezogenen Himmel viel zu beachten, als der Wirth an unsern Wagen trat und uns bat, einen Fußgänger mitzunehmen, der gestern Abend spät noch bei ihm angekommen sei und nun in diesem Regen nicht weiter zu kommen wisse. „Ei nun," sagte mein Schwager, „auf dem Bock ist ja noch ein Plätzchen, laß er ihn in Gottes Namen herkommen." Der Reisende wurde gerufen. Er trug einen schlichten grünen Ueberrock und wiederholte seine Bitte in sehr einfachen Ausdrücken; aber es lag in dieser Einfachheit ein Etwas, das meinen Schwager wie durch einen Zauberschlag auf den Rücksitz versetzte, damit der Grünrock den Ehrenplatz an meiner Seite einnehmen könne; ein Anerbieten, das er aber ernstlich ausschlug. Er setzte sich mir gegenüber, die Wagenthür flog in's Schloß, der Postillon knallte, und fort rollten wir.

Mein Schwager begann unsern Reisegesellschafter etwas kleinstädtisch auszufragen, erfuhr, daß er Armand heiße, von Berlin komme, nach Hamburg

wolle, und weiter nichts. Der Grünrock hatte eine verzweifelte Methode, seine Fragen zu beantworten; er schien dieses so offen zu thun, und doch hatte man, wenn er geantwortet hatte, wenig oder gar nichts erfahren, und nun den Muth verloren, weiter zu fragen. Mich armes Kind ängstigte er nun gar! Noch nie hatte ich mit einem jungen Mann etwas Bedeutendes geredet, kaum je einen ordentlich angesehen; und nun saß dieser mit einem Mal, wie vom Himmel gefallen, mir gegenüber! Ich war gewohnt, die Leute anzusehen, wenn sie sprachen, und da trafen nun meine Augen, so oft ich sie aufschlug, auf ein Paar andere, und zwar so strahlende, schwarze Augen, daß mir angst und bange dabei ward. Doch hatten eben diese Augen, ihrer Schwärze und ihrer Strahlen unbeschadet, zugleich einen so sanften Ausdruck und ruheten von Zeit zu Zeit so mild und schonend auf mir, daß allmählig meine Angst verschwand und ich sogar — zwar sehr leise, aber doch ohne Stammeln — antworten lernte und nur ganz wenig dabei erröthete. In einer Stunde war das Gespräch fast ausschließend unter uns Beiden im Gange, und nie hatte ich so viel und mit solchem Vergnügen ge-

sprochen, als an diesem Tage, dessen Länge ich beim Erwachen so gefürchtet hatte, und der mir nun mit Minutenschnelle entfloh.

Als wir in R. vor dem Gasthofe vorfuhren, das Mittagsmahl dort einzunehmen, bemerkte ich einen sehr reich gekleideten Bedienten, der beim Anblick unsers Gesellschafters ehrerbietig herbeieilte, uns aus dem Wagen zu helfen, aber, wie es mir schien, auf einen Wink desselben sich schweigend zurückzog. Ich beachtete das weiter nicht, und freute mich nur, als der Grünrock, der anfänglich nur bis hierher hatte mit uns fahren wollen, jetzt bat, ihn bis zu unserm Städtchen mitzunehmen. Er hatte mir gesagt, daß er nach St. Petersburg wolle, und ich hielt ihn für einen jungen Menschen, der dort etwa als Secretair oder Hofmeister angestellt zu werden wünsche. Es fiel mir durchaus nicht ein, daß das sein Bedienter gewesen sein könne; auch sah ich ja kurz vorher, ehe wir wieder wegfuhren, diesen Bedienten in einem eleganten, mit Postpferden bespannten Reisewagen abgehen!

Gegen Abend wurde mir die Gegend bekannter; im rothen Abendschimmer sah ich den Thurm unsers Städtchens blinken und konnte der Bewe-

gung meines Herzens nicht mehr gebieten. Ich weinte, ohne es selbst zu wissen. „Dort, dort!" rief ich und drückte die Hand meines Schwagers an mein klopfendes Herz. Schweigend rollten wir weiter; schon erkannte ich den kleinen Bach, der hinter unserm Garten wegfloß; nun den Garten selbst, nun unser Haus: meine Rührung, mein Entzücken war unaussprechlich — und doch was war dies gegen den Augenblick des ersten Wiedersehens meiner Mutter! Sie stand mit ausgebreiteten Armen vor der Thür; neben ihr meine blühende Amalie, die ich als zwölfjähriges Kind verlassen hatte, und die mir jetzt ihren lächelnden Erstgebornen entgegenhielt. Sie Alle erblicken, mit Blitzesschnelle aus dem schnell rollenden Wagen springen und mich in die Arme meiner Mutter stürzen, war das Werk einer Secunde.

O diese Minute voll Vorgefühl der Auferstehungsfreude, diese lange, stumme Umarmung, diese seligen Thränen, diese Himmelswonne: Ewiger, was wäre der Mensch, könnte er solche Minuten vergessen, und fände er in ihnen nicht den Bürgen seiner Unsterblichkeit! —

Keins von uns bemerkte in diesem Freudentaumel den Reisegefährten; und dann erst, als er leise meine Hand faßte, gewahrte ich seiner und las in seinem nassen Auge seine Theilnahme. „Nur wer solche Freuden verdient, vermag sie zu genießen," sagte er mir; „der Himmel erhalte sie Ihnen!" Meine Antwort ward durch das Rollen eines Wagens unterbrochen; ich erkannte den Reisewagen und den Bedienten, die ich am Mittag hatte aus R. fahren sehen. Noch eh' ich von dem Erstaunen, mit dem ich sie jetzt vor unserm Hause halten sah, zu mir selbst kommen konnte, zog der Unbekannte meine Hand an seine Lippen; rasch küßte und drückte er sie, rasch entzog er mir eine Rose, die ich den Tag getragen hatte, und noch rascher warf er sich in den Wagen, der ihn im Fluge unsern Augen entführte. Wir waren indessen zu sehr mit uns selbst beschäftigt, zu sehr in den Genuß unsers Glücks versenkt, um diesem räthselhaften Verschwinden viel nachzusinnen. Wurde ich doch eben im Triumphe im Hause wieder eingeführt; saß ich doch nun wirklich neben meiner Mutter; war wieder in der Heimath, in den Armen der Theuren, die ich seit dem ersten Schlage

meines Herzens geliebt hatte, und genoß in der Wirklichkeit ein Glück, dessen Fülle meine Phantasie kaum geahnt hatte! —

Heitre, schöne Tage folgten diesem Abend und reiheten sich unvermerkt zu Monaten und Jahren. Das Andenken des Reisegefährten, das in der ersten Zeit sehr lebhaft war, wurde schwächer, blieb aber ein liebliches Spiel meiner Phantasie. Nicht, als ob ich ihn zu lieben geglaubt hätte, nicht, als ob sein Andenken mir je als Hinderniß einer andern Wahl erschienen wäre: aber er war der erste junge Mann, der mir im Leben näher trat; seine Gestalt, seine Unterhaltung, seine Bildung waren keineswegs alltäglich; das Dunkel, worein ihn die Art seiner Entfernung hüllte, gab seinem Andenken einen eignen Reiz — kurz, es war der erste Eindruck, den ich empfing, und dieser ist bei einem tieffühlenden, in einsamer Abgeschiedenheit erzogenen Mädchen unauslöschlich, und die spätere Geschichte ihres Herzens nie mehr, als eine mehr oder weniger ähnliche Wiederholung desselben. Der Unbekannte war für mich eine so flüchtig vorübereilende Erscheinung gewesen, daß es wahrschein-

lich für einen Andern nur einer sehr fernen Aehnlichkeit mit ihm bedurft hätte, um sich meiner Phantasie statt seiner unterschieben zu können: aber diese Aehnlichkeit fand sich nicht, und ich schränkte mich mehr und mehr auf meinen Familienzirkel ein, wo Gutmüthigkeit, Frohsinn, Fleiß, Häuslichkeit und Liebe jedem Einzelnen ein Glück gewährten, das wir genossen, ohne je zu klügeln und zu untersuchen, worin es eigentlich bestehe.

So vergingen zwei Jahre. Ich ließ mich jetzt mündig erklären, und fand Gelegenheit, mein Gut auf Usedom zu verkaufen. Dies machte die Theilung zwischen meiner Schwester und mir sehr leicht. Mein Schwager wünschte sich jetzt bei diesem Zuwachs seines Vermögens einen Kreis größerer Thätigkeit und wählte Lübeck zu seinem Aufenthalt. Ich hatte von jeher das Landleben sehr geliebt; meine theure Mutter theilte diese Vorliebe, und wir kauften uns in meinem Vaterland ein kleines, niedliches, am Ufer der Ostsee gelegenes Landgut.

Der Feldzug von 1806 begann, und der Nachricht seiner Eröffnung folgte in wenig Tagen die

der schrecklichen Katastrophe des vierzehnten Octobers. Wen ließ sie unerschüttert? Für unser kleines, friedliches, neutrales Ländchen ahnete man indessen keine Gefahr; ahnete noch weniger, daß sich dieser Strom so verheerend auch über unsere Felder stürzen würde. Doch nur zu bald wurden wir aus dem Traum dieser eingebildeten Sicherheit geweckt. Das Blüchersche Corps zog durch unser Land, und am dritten November kam es zwischen ihm und dem Bernadotteschen Corps zu einem ernstlichen Gefecht. Noch vor Sonnenaufgang weckte uns der Kanonendonner und erst gegen Abend verstummte er.

Wir schickten einige unsrer Leute aus, Nachricht einzuziehen; sie trafen einige kleine Truppen fliehender Preußen und nachsetzender Chasseurs: aber Keiner brachte Auskunft des Weges, den die beiderseitigen Truppen genommen hatten. Schrecken und Angst hatten sich aller Menschen bemächtigt. Durchaus auf diesen Fall nicht vorbereitet und bis zu diesem Tage in sorgloser Sicherheit, ging jetzt fast Allen die ruhige Besonnenheit verloren, die hier allein rathen und sichern konnte. Meine Mutter war nicht wohl und unfähig, nach dem Rath

und Beispiel einiger Nachbarn in die nächste Stadt zu fliehen; auch war dies nach dem Verlauf einiger Stunden für uns nicht mehr ausführbar. Das vom Blücherschen Corps versprengte Husarenregiment U. kam mit der Morgendämmerung bei uns an und machte Halt. —

Warum sollte ich es läugnen, daß mich, als der erste Schrecken überstanden war, die Neuheit des Schauspiels anzog und für meine Angst entschädigte? — Artig nahmen wir den Herrn General auf, der sich mit allen seinen Officieren in unserm Hause einquartierte, und herzlich gern gab ich für seine Leute her, was Küche und Keller nur immer vermochten. Als gegen Abend die Wachtfeuer so hell herüber loderten, beredete mich der General, ihn nach dem Bivouak-Platz zu begleiten; und noch jetzt halte ich diese Stunde für eine der reichsten und gehaltvollsten, deren Bilder meine Phantasie aufbewahrt.

Wir Weiber, durch unsre Lage an beschränkte Ansichten gewöhnt, erhalten so selten eine klare Anschauung dessen, was der Mensch im Großen zu leisten vermag; und doch liegt in uns, oft mehr

wie in den Männern, eine romantische Begeisterung für Alles, was am Menschen heroisch und ungewöhnlich erscheint; und eben dieser Schwung, den die Natur als Antrieb und Belohnung für den Mann in uns legte, ist wohl größtentheils die Ursache der Vorliebe, die fast alle Weiber für das Militär zeigen.

Begeistert stand ich neben einem Haufen, der Schiller's Reiterlied angestimmt hatte: da flammten plötzlich im Westen die Wachtfeuer der Franzosen auf, die Keiner schon so nahe glaubte. Ich erschrak, aber die Husaren jauchzten; sie wußten, daß der Weg nach Schwedisch Pommern noch offen war, wo sie aufgenommen zu werden hofften. Die Officiere, mit dem Schicksal, das sie am morgenden Tage erwartete, bekannter, waren größtentheils in dumpfes Schweigen versunken, und nur in einzelnen Lauten brach der tiefe Mißmuth, den der Unwerth ihres Führers in ihnen erweckte, hervor. Es hieß, man wolle den Feind am andern Morgen erwarten und sich mit ihm schlagen; eine Nachricht, die mich um so mehr erschütterte, da das Befinden meiner Mutter uns

jetzt Entfernung ganz unmöglich machte. Ein alter Unterofficier, dem meine Angst nahe ging, sprach mir indessen Trost ein und versicherte, es werde zu keinem Gefecht kommen. Seine Vorhersagung traf ein: die Preußen ergaben sich am andern Morgen.

Tage des Schreckens und der namenlosen Angst folgten jetzt. Einzelne Streifcorps durchzogen das Land; meine Mutter wurde kränker und war schon bettlägrig, als wir die Nachricht von der Einnahme Lübecks erhielten. Diese vielleicht die furchtbarste der Scenen des Entsetzens, welche dieser Krieg dargeboten hat, vom tausendzüngigen Gerücht noch schwärzer colorirt, war für meine um das Schicksal der zärtlich geliebten Tochter besorgte Mutter eine Todesbotschaft. Ein hitziges Fieber ergriff sie. Jeder Versuch, einen Arzt herbeizuschaffen, mißlang. Der Kutscher, den ich mit Wagen und Pferden zur Stadt sandte, ihn zu holen, ward unterwegs requirirt; von einem zweiten Fuhrwerk kam nur der Knecht zurück; ein Bote zu Fuß, den ich mit Golde erkaufte, brachte mir die Antwort des Arztes, er dürfe bei der Unsicherheit der Landstraßen durchaus nicht wagen, her-

auszukommen. Diese Antwort brachte mich zur Verzweiflung und diese zum Entschluß. Ich ließ die letzten zwei noch übrigen Pferde herausführen, warf mich in einen Männeranzug und setzte mich selbst auf den Wagen, hoffend, der Arzt würde meinen Thränen nicht widerstehen können. Nach einer halben Stunde war mein Wagen von Chasseurs umringt; sie spannten mir die Pferde aus, wünschten mir eine glückliche Reise und ritten lachend davon. Jetzt sah ich keinen Ausweg mehr offen: nichts war nun übrig, als zu meiner Mutter zurückzukehren, um sie sterben zu sehen. Mit einem Gefühl gräßlicher Empörung all meines Innern stand ich neben dem Wagen, als ich einen andern, viel größern Zug Reiterei heransprengen sah. Der Gedanke: es gilt das Leben deiner Mutter — Menschen müssen helfen! gab mir Muth, und siehe, schon aus der Ferne sprengte ihr Führer auf mich zu, und fragte mich mit mildem Ton: „Was gibt's hier?" — Ich sah zu ihm auf, ich erzählte, ich bat: wer hätte diesem Gesicht nicht vertraut? — „Sein sie ruhig," sagte er freundlich, „es soll Ihnen geholfen werden." Er befahl seinem Adjutanten, ein Paar andre Pferde

herbei führen zu lassen. Ich wollte danken: ein forschender Blick, den er auf mich warf, und der, von einem fast unmerklichen Lächeln begleitet, auf meinen vollen Haarflechten ruhete, die durch das Abnehmen des Hutes sichtbar geworden waren, machte mich verstummen. Ich war beschämt, ich fühlte peinlich, wie ich erröthete, die Thränen traten mir in's Auge. „Fürchten Sie nichts," sagte er mir mit einem Tone, der mich überzeugte, daß er mein Gefühl errathe und es zu ehren wisse; „ich werde Sorge tragen, daß Sie auch auf dem Rückwege sicher sind, und Ihnen einen meiner Bedienten zur Sauvegarde mitgeben. Möge der Zweck Ihrer Reise durch den Erfolg belohnt werden!" — Er riß ein Blatt aus seiner Schreibtafel, schrieb einige Worte darauf, rief: „Lefevre!" gab dem Manne das Blatt mit einigen leisen Befehlen, und — da flog er schon, noch eh ich danken konnte, seinen vorbeigezogenen Reitern nach! —

Wir trafen auf unserm Wege noch mehrere Truppen, aber mein Begleiter und seine schriftliche Autorisation halfen uns unangefochten durch. Ich erfuhr von ihm den Namen seines Herrn, Oberst

Comolli. Ich hatte den Namen nie gehört, ich konnte den Mann früher nicht gesehen haben, und doch war in mir ein dunkles Streben, diesen Sprachton, diese Augen, sogar den Blick — eben diesen Blick, mit dem er Abschied nahm, in meinem Gedächtnisse aufzusuchen, als gelte es nur eine Wiedererinnerung. Mir war er ein sichtbarer Schutzengel gewesen, und ich fühlte bestimmt, daß mir dieser Blick, dieser Ton immer klar und bestimmt vorschweben würde. — Der Arzt machte wenig Schwierigkeiten, mich unter Lefevre's Schutz zu begleiten; wir fanden aber bei unserer Ankunft meine theure Mutter sehr krank. Ihre schrecklichen Fieberphantasien waren jetzt einem noch quälendern Bewußtsein gewichen, das die Ungewißheit über Amaliens Schicksal zur angreifendsten Seelenfolter machte. Der Arzt gestand mir, daß ich Alles fürchten, wenig hoffen dürfe, so lange diese schmerzliche Unruhe die Wirkung seiner Arzneien hindere. Ich litt unbeschreiblich. Alles, was ich zu thun vermochte, war, einen Boten nach Lübeck zu senden, der aber erst nach sechs Tagen zurückkommen konnte, wo es, aller Wahrscheinlichkeit nach, schon zu spät war, als daß auch die glücklichste Nachricht

noch das Leben meiner Mutter retten würde; und ach! wer durfte nach allen Berichten auf eine glückliche Botschaft rechnen?

Gegen Mitternacht sank meine Mutter in einen unruhigen Schlummer. Ich kniete vor ihr Bett und ließ meinen Thränen freien Lauf. Ich fühlte unendlichen Schmerz, und doch hob sich in mir das Vertrauen auf Hülfe rein und tröstend hervor. Wie nahe war meiner Hoffnung die Gewährung! Ich hörte an das Hofthor pochen, sah es öffnen und erkannte in den beiden Reitern, die heraufsprengten, zwei Chasseurs von dem Regimente, dem ich am Morgen begegnet war. Der eine brachte mir von seinem Obersten eine Empfehlung und einen Brief. Ich erkannte Amaliens Handschrift. Wer schildert meine Freude? Ich flog in's Zimmer zurück. Ein Billet von unbekannter Hand war beigelegt; es war unterzeichnet Armand St. Comolli. Er schrieb meiner Mutter, daß er sich mit wahrem Vergnügen eines Auftrags meiner Schwester entledige und, da es ihm unmöglich falle, jetzt selbst unsre Bekanntschaft zu machen, sende er uns zwei seiner Leute, deren Anwesenheit hoffentlich alle

Unannehmlichkeiten von uns entfernen würde, welche im Kriege selbst von dem besten Willen der Officiere nicht immer verhindert werden könnten. Ich drückte diese Zeilen an mein Herz, welches in dem Schreiber dieses Briefes meinen Schutzengel wiederfand; und als ich nun Amaliens Brief erbrach, als ich nun las, wie sie mit den Ihrigen in der größten Gefahr heraus auf die Straße einem eben vorbeigehenden Officier zu Füßen gestürzt sei; wie dieser sie in ihr Haus begleitet, mit eben so viel Muth als Klugheit die trunkenen Soldaten daraus entfernt, ihnen Leben, Vermögen, Ehre gesichert und erhalten habe; wie jeder Versuch, ihm einen Beweis ihrer Dankbarkeit aufzubringen, von ihm so ernst als fest zurückgewiesen worden sei, wie er, als er ihre Sorge um unsere Mutter und mich gesehen, sich beim Abschied erboten habe, Briefe für uns mitzunehmen und uns so nützlich zu werden, als die Umstände es ihm nur immer vergönnen würden: als ich das las, da stürzte ich auf meine Knie und flehte: „Vater, vergilt du ihm!

Ich flog zu meiner Mutter und las ihr diese Briefe vor, die neues Leben in ihre Adern gossen.

Auch ihre Thränen flossen; zu schwach für jedes Wort des Dankes, sah sie stumm auf gen Himmel, drückte mir die Hand und sank bald in einen sanften Schlummer, aus dem sie am Morgen erwachte. Ich führte nun Lefevre vor ihr Bett. Er, der seinen Herrn nie verlassen hatte, war auch mit ihm bei Amalien im Quartier gewesen und ergänzte uns jetzt manche Lücke ihrer schriftlichen Erzählung.

Mit welcher Ehrfurcht, mit welcher Liebe sprach er von seinem Obersten, und wie sorgsam bewahrte ich jedes Wort über ihn! Ich hatte dem Obersten nur wenige Zeilen geantwortet, und diese wurden von Thränen der begeisternden Rührung fast verlöscht. Er wußte jetzt, daß es Amaliens Schwester war, die er mit so zarter Großmuth geschützt hatte, und die ihm wahrscheinlich das Leben ihrer angebeteten Mutter verdankte. Auch war mein Dank ein eben so tiefes als leidenschaftliches Gefühl. In meinem bisherigen Leben war meine Empfindung, wie eine klare Quelle, sanft und leise fortgeglitten. Die Begebenheiten dieser letzten Wochen hatten das geändert. Reich und tief durchströmte sie jetzt mein

Leben mit einer Kraft, deren Dasein ich früher nicht in mir geahnet hatte.

Meine Mutter erstand bald von ihrem Krankenlager, und auch von außen wurde es ruhiger in unserm Lande. Man fühlte denselben Druck; aber es war doch Alles geordnet, und der Willkür die Herrschaft genommen. Mecklenburg hatte seinen Fürsten verloren und seine Einwohner fühlten die Trauer verwaiseter Kinder.

Einsamkeit und Schweigen herrschten überall, Sorge und Kummer lagen auf jedem Gesichte; aber das Getümmel des Krieges hatte sich entfernt, und die Stille eines drückenden Gewitterabends war ihm gefolgt. Nur von Pommern her schallte der Kanonendonner bis zu uns. Ach, diese Belagerung Stralsunds war für mich von dem höchsten Interesse; Comolli kämpfte dort, und es waren Schweden, gegen die er kämpfte! —

Die Schweden sind ein tapferes, allgemein geachtetes, nie von der Schmach der Feigheit geschändetes Volk. Kein anderes spiegelt auch in seinem Charakter sein Klima treuer ab. Die langen Win-

ter dieses Landes entkleiden die Erde und das Leben von seinem Schmuck, und der Schwede kann, die größte Hälfte des Jahres von Bildern des Todes und der Vergänglichkeit umgeben, nicht heiter und spielend durch das Leben hüpfen. Die Fülle des Daseins ist aber in ihm; und da sich diese in der äußern Natur nicht abspiegelt; so richtet er das Auge hinauf zu seinem hellfunkelnden Sternenhimmel; so senkt er den Blick in die eigene Brust herab und fühlt und denkt und sinnt und ahnet und glaubt und hofft, wo der in einem glücklichern Klima Geborne lebt und genießt. Ernst, wie die finstern Wälder seines Landes, fest, wie seine kühnen Berge, tief, wie seine Sonne, wurzeln Glaube, Liebe, Ehre tief in seiner Seele. Ein Geist hat sich gewaltig an diesem edlen Volke versündigt, indem er dem Sinne desselben eine seinem Charakter durchaus widersprechende Form aufdringen wollte; der vornehmere Schwede, der nach Feinheit und Eleganz strebt, trägt den Unsegen jeder Unnatur an sich; aber die Nation selbst steht an Einfalt, Treue, Rechtlichkeit, an Liebe und Ehre, mit auf der höchsten Stufe unverkünstelten Menschenwerths. Kein Volk hat auch je von sei-

nen Feinden ausgezeichnetere Beweise der Achtung erhalten, als die, wodurch die Franzosen sich und die Schweden geehrt haben.

In der großen Kriegsgeschichte unserer Zeit war die Belagerung Stralsunds eine zu unbedeutende Episode, obschon ihre Begebenheiten unter andern Umständen nicht unaufgezeichnet geblieben sein würden. Ein Mann, den der grellste Schicksalswechsel von der Seite seines Königs, der ihn als Freund liebte, fort, und dann im Wirbel der Begebenheiten zu dem Punkte hinriß, wo er, seinem Vaterlande (dem Ansehen nach) für immer entfremdet, verbannt, geächtet, in einem großen Theile Europa's heimathlos umherirrte, bis er am Fuß des Kaukasus Verborgenheit fand; ein Mann, dessen Privatleben den Stoff zu dem allerinteressantesten Roman liefern würde, so wie sein öffentliches Leben ihn einst den Blicken unsers Welttheils preis gab: dieser Mann, Moritz Armfeld, war Anführer der Schweden.

Ich zitterte für Comolli's Leben, dessen öftere Briefe mich indessen zu beruhigen strebten. Uebrigens zog aber mein Auge und mein Herz sich mehr

von dem Schauplatz der Zeitbegebenheiten zurück, um einzig meiner Mutter zu leben, die nur genesen war, um leiser und allmähliger zu vergehen. Die Größe dieses mir bevorstehenden Verlustes beugte mich darnieder. Sie, die Sanfte, die Fromme, vom Morgenroth jener Welt schon verklärt, schien nur noch auf Erden zu weilen, um die Herzen, die sie liebte, zu trösten und zu stärken. Mit Segen und unendlicher Liebe auf uns zurückblickend, war es ihr letztes Erdengeschäft, mich zu lehren, wie ich ihren Verlust tragen könne, tragen müsse. Um dieses Sterbebett war es für jede ungestüme Klage, für jeden heftigen Affect zu heilig und zu schaurig. An einem der schönsten Maiabende schloß sich mit der sinkenden Sonne ihr Auge. Ein Engel trat mit leisem Friedenskusse zu ihr und nahm sie mit sich von der Erde. In meinem Garten wurde sie begraben, und als ich mit Amalien an ihrem Grabe stand, fielen wir einander an's Herz und fühlten uns näher, unauflöslicher denn je mit einander verbunden; fühlten, daß wir sie, die Eine in der Andern, so herzlich fortliebten. Amalie drang in mich, sie nach Lübeck zu begleiten; aber die schmerzlich süße Wehmuth, das Zimmer zu bewoh-

nen, wo die geliebte Mutter wohnte, und zu weinen, wo sie ruhete, war mir viel zu werth. Amalie reisete allein und ich blieb zurück.

Aus der Stille dieses Schmerzes riß mich bald neues Kriegsgetümmel, von dem unsere Gegend ganz unvermuthet der Schauplatz ward. Die Franzosen verließen Schwedisch-Pommern. Armfeld folgte ihnen mit seinem Corps.

Rittmeister P. von Mörners Husaren übereilte R. und nahm die dortige Besatzung gefangen. Einzelne Detachements schwedischer Husaren und Jäger durchzogen das Land. Es kam zu mehreren kleinen Gefechten. Auch in der Nähe meines Guts trafen sich ein französisches und ein schwedisches Detachement. Es war eine finstere Gewitternacht, und mit dem Donner zog sich auch der Pulverdampf und Knall näher und näher. Da klopfte es an's Thor. „Ein verwundeter Officier!" riefen mir meine Leute zu, und ich eilte schnell hinunter, selbst Anstalten zu seiner Verpflegung zu treffen. Der erste Gegenstand, den ich erblickte, war — Lefevre.

Ein Schauder ergoß sich erkältend durch meine Adern; schwankend faßte ich das Geländer der Treppe. „Ach, Mademoiselle," sagte mir der treue Mensch mit Thränen, „ich bringe Ihnen meinen guten Obersten! Bei Ihnen ist er gewiß gut aufgehoben." — Die Flügel der Hausthür sprangen auf; vier Chasseurs brachten ihn getragen. Bleich, mit geschlossenen Augen, mit Blut überdeckt, sah ich den Schutzengel meiner Amalie, den Retter meiner Mutter, meinen eigenen Retter vor mir!

Der Wundarzt kam und nannte am andern Tage, als er den ersten Verband abgenommen hatte, seine Wunden gefährlich, aber nicht hoffnungslos tödtlich. Mit unaussprechlicher Angst erwartete ich im Vorzimmer seinen Ausspruch; mit Thränen der Freude und des Schmerzes drückte ich jetzt seine Hand dankend und fürchtend an mein Herz. Mein Betragen konnte ihn befremden; ich fühlte das und erzählte, was ich dem Obersten zu verdanken hatte. Froh erwiederte er: „Dann hoffe ich selbst; er bedarf der sorgsamsten Pflege, und da ich jetzt weiß,

daß diese ihm hier nicht fehlen wird, so rechne ich desto zuversichtlicher auf seine Jugend und meine Kunst.

Vergöttert von seinen Soldaten, geliebt und geehrt von seinen Officieren, erhielt Comolli auch jetzt von Beiden die rührendsten Beweise zärtlicher Theilnahme. Mein Haus wurde in den ersten Tagen nicht leer von Besuchen, und ich mußte mich, zurückgezogen in mein Zimmer, darauf beschränken, zu erfragen, wie es mit ihm stehe. Bald aber verließen die Truppen unsere Gegend; nur der Wundarzt und Lefevre blieben zurück, und ich durfte nun dem Zuge folgen, der mich nach dem Krankenzimmer meines Wohlthäters leitete.

Ich fand ihn im heftigen Wundfieber phantasirend — viel kränker, als ich ihn mir gedacht hatte: aber eben diese Bewußtlosigkeit fesselte mich an sein Lager. Lefevre konnte auch im Schmerze die Volubilität einer französischen Zunge nicht verläugnen; und wovon konnte er mich besser unterhalten, als von seinem Herrn? Aus diesen ungeschmückten Thatsachen, aus dem Prunklosen dieser kleinen Züge

strahlte mir das Bild des trefflichsten, edelsten Mannes immer heller hervor; und diesen Mann, an dessen Schicksal sich meine heiligsten Empfindungen knüpften, sah ich jetzt in der Blüthe seiner Jahre auf einer Laufbahn, welcher kein Ziel zu hoch ist, sterbend vor mir! — Oft sank ich dann in einsamen Minuten an seinem Lager nieder und flehte mit Thränen heißer Inbrunst um Fristung und Rettung dieses reichen, schönen Lebens.

So saß ich auch einst in wehmüthiger Trauer einsam ihm gegenüber, indem er, wie im Todesschlummer da lag; da glitt durch eine Bewegung, die er machte, ein Medaillon hervor, das er an einer schwarzen Schnur am Halse trug. Wahrscheinlich, dachte ich, das Bild seiner Geliebten; und meine Thränen flossen stärker. Unwillkürlich streckte ich die Hand nach dem Medaillon aus, weil ich auf der Kehrseite ein Gemälde zu finden glaubte. Statt dessen fand ich eine Feder, deren Druck es öffnete. Erschrocken über das, was ich gethan, und doch voll Begierde, die Züge des Wesens zu sehen, dem Er angehörte, warf ich einen furchtsamen Blick

darauf. Unter Glas gefaßt sah ich eine Rose, mit der Ueberschrift: „Der Erinnerung ewig blühend!“ Darunter stand der Name meiner Vaterstadt, stand Jahreszahl und Monatstag, an dem vor Jahren der unbekannte Reisegefährte mir einst beim Abschied diese Rose nahm.

O nur wer die Gewalt des ersten, geheimnißvollen Eindrucks empfunden und bewahrt hat, wie ich, kann es fühlen, mit welchem namenlosen Beben ich mich in diesem Moment des Lautes seiner Stimme erinnerte, die mich, als er mir Schutz und Hülfe verhieß, wie das Echo einer in die Vergangenheit versunkenen Melodie ergriffen hatte! Vorgefühl und Gegenwart, Traum und Wahrheit — Alles vereinte sich jetzt in einer übermächtigen Empfindung, welche sich endlich in Thränen der Wonne und Verzweiflung auflösete. Er war es! — Er, im Gewühl des Lebens, im Getümmel des Krieges, so treu bewahrend das Andenken des Mädchens, das ihm einst so schnell vorübereilend erschienen war! Er mir, ich ihm nicht wieder begegnend, bis er mir nach Jahren, unerkannt, im Augenblick

der höchsten Noth, Schutzengel ward! Und nun, ihn wiederfindend, theilnehmender an mir, als meine kühnsten Träume es hatten malen dürfen — aber am Rande des Grabes, dessen Nacht ihn für immer zu verhüllen drohte!

Ich sank an sein Bett nieder, ich zog seine Hände an mein Herz, meine Thränen benetzten sie. „Und Du willst diese Welt verlassen,“ seufzte ich, „ohne zu erfahren, wie ich um Dich weine? ohne zu wissen, daß die Liebe, die den Lebenden nicht beglückte, dem Todten in's Grab folgen wird? O erwache, erwache, oder nimm mich mit Dir!“

Die Heftigkeit meiner Bewegung, dieser Ton der leidenschaftlichsten Trauer — und warum nicht die geheimnißvolle Wunderkraft der Liebe selbst? — erweckten Comolli's schlummerndes Leben. Er schlug seine Augen auf: sein erster Blick fiel auf die weinende, vor ihm hingesunkene Gestalt. „Ottilie!“ rief er mit jenem Ton, der, aus dem Herzen kommend, sich des Herzens so unwiderstehlich bemächtigt, und richtete sich empor. Ohnmächtig sah ich

ihn aber wieder zurücksinken. Mein Angstgeschrei um Hülfe füllte das Zimmer mit Menschen. Ich war außer mir. Entzückend aber und unvergeßlicher war dann der Uebergang von dieser furchtbaren Todesahnung zur Gewißheit seines Lebens und seiner Genesung, die mir der Arzt nach diesem Moment der Krisis verbürgte.

Es gibt Zeitpunkte im Leben, von denen man nicht sprechen kann und nicht sprechen darf; sie sind zu gehaltvoll für Worte, die nur die Oberfläche abspiegeln, nicht ihren Gehalt zu ergründen vermögen. Comolli's Wiedergenesung ist ein solcher Zeitpunkt in meinem Leben. Genußvoll war für uns noch oft die Erinnerung unsers ersten Begegnens. Comolli, damals auf einer Geschäftsreise nach St. Petersburg begriffen, sah mich den Abend in dem Wirthshaus ankommen, wo ich ihn am andern Morgen zuerst erblickte. Voll Jugendlust und frohen Lebenssinnes, der gern nach jedem zeitkürzenden Abenteuer hascht, sandte er am andern Morgen seinen Wagen voraus, um sich in dem unsern ein Plätzchen erbitten zu können.

„Die Liebe," sagte er mir, „hat, wie die Andacht, ihre prophetischen Augenblicke und ihre mystische Bürgschaft des Wiedersehens für jede Trennung; ich ging von St. Petersburg nach Paris zurück in Begleitung Ihres Bildes und in der Zuversicht, ich werde Ihnen irgendwo wieder begegnen. Als mich dieser letzte Feldzug Ihrem Vaterlande so nahe führte, ward mir diese Möglichkeit zur Gewißheit, und es befremdete mich fast gar nicht, als ich in Lübeck im Zimmer Ihrer Schwester Ihr Gemälde fand. Unerschöpflich war ich aber in Fragen, die ihrer guten Schwester im Munde des fremden Mannes unverdächtig klangen und von ihr gern beantwortet wurden. Doch sah ich Sie nachher, ohne Sie zu erkennen, und nur als Ihr Brief und Lefevre mich von dieser Gunst des Zufalls unterrichteten, fühlte ich den ganzen Werth jener unvergeßlichen Minute. Ihre Briefe waren jetzt mein schönstes Glück; meine Wünsche und Hoffnungen mir selbst immer klarer und verständlicher: doch hütete ich mich, Ihnen unsere frühere Bekanntschaft in's Gedächtniß zurückzurufen. Wenn mein Herz mich nicht täuschte, wenn dies treue, unwan-

delbare Gefühl desselben einem gleichen begegnete: so mußte auch Ihnen noch eine dunkle Erinnerung, ein leises Streben geblieben sein, in mir, wenn wir jetzt zusammentrafen, den früher Gesehenen auffinden zu wollen. Von dieser Probe erwartete ich das Glück meines Lebens. Die Geliebte, die mir Vaterland, Familie, Freunde aufopfern sollte, um ihr Schicksal an das Ungewisse der Lage eines Kriegers zu binden, den sein Geschick in der nächsten Minute vielleicht in einen fremden Welttheil ruft, mußte durch ein unsichtbares, geheimnißvolles Band mit mir verbunden sein, wenn ich den Muth haben sollte, ein solches Opfer von ihr zu fordern und es anzunehmen. So zwischen Furcht und Hoffnung getheilt, führte mich der Zufall Ihnen wieder nahe. Ich war fest entschlossen, Sie auf diesem Zuge zu sehen, und müßte ich mir die Minuten dazu stehlen; es schien anders beschlossen zu sein."

„Der Gedanke an Sie war mein letzter, als ich schwer verwundet vom Pferde sank, und der erste dämmernde Lebensblick nach langer Todesnacht zeigte mir die weinende Freundin im Gebete vor

meinem Sterbelager hingesunken und verklärt vom Wiederschein der Abendsonne.“ —

Bald sah ich meinen Freund von seinem Lager erstehen, blühender als jemals; und seiner Genesung folgte bald der Tag, wo ein Band, das schon früher zwei Herzen zu Einem verknüpft hatte, durch Priesterhand den Segen der Erde zu dem des Himmels erhielt. Noch lebe ich mit ihm in meinem Vaterlande; bald vielleicht muß ich es verlassen: aber keine Ahnung, keine Furcht verdüstert meine Seele. Reich im Augenblick der Gegenwart bin ich über die Zukunft ruhig, wie es das Weib eines Helden sein muß; gefaßt, wie jene Liebe, für die es keine Trennung gibt, es beim Gedanken des Todes ist, der ihrem Glück Würde, ihren Freuden einen leisen, veredelnden Schauer gibt.

Anzeige für Gebildete.

Bei Carl Focke in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Muntere Unterhaltung von St. Schütze. Sauber brochirt, Preis: $1\frac{3}{4}$ Thlr. oder 3 Fl. 9 Kr. rhein.

Jedem wahrhaft Gebildeten, der nicht blos eine flüchtige und oberflächliche Unterhaltung sucht, sondern bei seiner Lectüre auch denken will, wird diese neueste Gabe des geschätzten Verfassers gewiß sehr willkommen sein! — Statt aller Empfehlung sei es vergönnt, den Inhalt des Werkes zu verzeichnen:

Die wohlthätige Stadt. — Der Vogel und der Mensch. — Ueber die Erziehung. Ein Gespräch im Vorbeigehen. — Alles mit Maß! — Der Esser nach Gall'schen Principien. — Die Ehemänner und die Hagestolzen. — Die Kunst, alte Jungfern zu erziehen. — Gut und sanft. — Bildungsmittel. — Verwechselungen. — Aufrichtiges Heirathsgesuch. — Der Tod, ein Friedensstifter. — Das ist ein Seehund. — Mittel, Andere kennen zu lernen. — Schreckliche Folgen einseitiger Kenntniß des weiblichen Geschlechts. — Der verdrießliche Enthusiast. — Frommer Spaziergang. — Glaub' und Lehre. — Ueber den guten Mann. — Schreiben eines deutschen Dichters an das Publicum. — Politik der Poeterei. — Ueber das Leben in der Wahrheit. — Lord Byron's

Ende. — Die Welt will betrogen sein. — Erster Unterricht im ästhetischen Urtheil. — Ueber die Bildung geselliger Mittheilung. — Gemeinheit. — Mittel zur Erheiterung. — Ueber das Wiedersehen nach dem Tode. — Verehrung des Großen. — Erinnerung, die Verehrung des Großen betreffend. — Leidenschaft. — Ueber die Täuschungen des Temperaments. — Ueber die Erlaubniß des Nachdrucks. — Welche Richtung nimmt die Zeit? — Träumereien. — Ueber das verschiedene Zusammentreffen gleicher Charaktere. — Sitte und Gesetz. — Ehre und Vergnügen. — Ueber das Unvollkommene in den schönen Künsten. — Ueber das Gefährliche des Witzes. — Wie gelangt der Deutsche zum Epos? — Warum wird über das Theater so viel gesprochen? — Ueber die Kunst des Vortrags. — Der Improvisator Wolff in Weimar. — Das Schreiben. — Ueber die Stufen in der Bildung des Geschmacks. — Ueber die Würdigung des Alters auf der Bühne. — Belehrende und ergötzende Dramaturgie. — Was ist von Bearbeitung alter Lustspiele zu erwarten? — Gehört die Schauspielkunst zu den schönen Künsten? — Musik für's Theater und Musik für's Haus. — Ueber den deutschen Geschmack. — Wie muß ein Musengönner beschaffen seyn? — Ueber die Gefahren junger Dichter. — Johannes Falk. — Das Leben der Thüringer. — Die Seele und der Mensch.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Tarnow, Fanny,

Auswahl aus Fanny Tarnow's Schriften

Bd.: 4

Leipzig 1830

P.o.germ. 1441 l-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10312351-5